Die Form der Essais von Montaigne

Ein Ausdruck seiner Lebens- und Kunstanschauung

Dissertation

zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde

Vorgelegt der philologisch-historischen Abteilung
der philosophischen Fakultät der Universität Basel

von

Elly Wittkower

aus Berlin

1935

Berlin, Druck von Berthold Levy, Berlin C 2, Neue Friedrichstraße 48

Genehmigt von der philologisch-historischen Abteilung der philosophischen Fakultät auf Antrag der Herren Prof. Dr. M. Raymond und Prof. Dr. H. Schmalenbach

Basel, 11. Juli 1934

Prof. Dr. H. Lüdeke
Dekan

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorbemerkung . . . . . 1— 2

Einleitung . . . . . 3— 6

Hauptteil . . . . . .

I. Erste Schaffensperiode Montaignes (A 1)

1. Einführung
   a) Zeitliches Moment . . . . . 7— 9
   b) Persönliches Moment . . . . . 9—10
2. Analysen
   a) Beispiele für den Aufbau der Anfangsessais . . . . . 10—23
   b) Folgerungen . . . . . 23—24
3. Ansatz zu einer persönlichen Lebens- und Kunstanschauung . 24—27

II. Zweite Schaffensperiode Montaignes (A 2)

1. Einführung
   Persönliches Moment 28
2. Analysen
   a) Beispiele für den Aufbau der Essais aus dieser Zeit . . . 28—42
   b) Folgerungen . . . . . 42—44
3. Kernpunkte seiner Lebensanschauung aus dieser Zeit
   a) Beginn der Selbstcharakteristik . . . . . 44—46
   b) Skeptische Krise . . . . . 46—47
   c) Urteilskraft . . . . . 47—48
   c) Naturauffassung . . . . . 48—49
   e) Folgerungen aus dieser Auffassung für die Gestaltung seiner Essais . . . . . 49—50

III. Dritte Schaffensperiode Montaignes (B)

1. Einführung
   Persönliches Moment 51
2. Analysen
   a) Beispiele für den Aufbau der Essais aus dieser Zeit . . . . 51—66
   b) Folgerungen . . . . . 66—68
   c) Vergleich mit dem Aufbau der Essais der vorangegangenen Perioden (Entwicklung des Aufbaus von A 1 zu B) . . . . . 68—69

Seite

3. Montaignes Lebensgefühl . . . . . 69—70

4. Kernpunkt seiner Lebensanschauung aus dieser Zeit
   a) Suchen nach Erkenntnis und Wahrheit . . . . . 70 - 71
   b) Methode: „Raison et expérience“ 71
   b) Selbstcharakteristik und ihre Bedeutung . . . . . 71—73
   d) Vertiefung seiner Naturauffassung 73
   e) Folgerungen aus dieser Auffassung für das Individuum . . 73—75

IV. Die Kunstanschauung Montaignes

1. Voraussetzungen seiner Kunstkritik . . . . . 76—78

2. Montaignes Gedanken über Kunst
   a) Das aristotelische Element . . . . . 78—80
   b) Das platonische Element . . . . . 80—83
   c) Zusammenfassung . . . . . 84—85

3. Montaignes Forderungen und seine Essais
   a) Montaignes eigene Absichten . . . . . 85—86
   b) Montaignes Stil . . . . . 86—89
   c) Die Essais als Ausdruck seines Lebensgefühls und seines Kunstwollens . . . . . 89—90

Schluß . . . . . 91—93

Anmerkung:

1. Siehe zum Verständnis der chronologischen Gliederung dieser Arbeit die Vorbemerkung, ferner in der Einleitung S. 3 und S. 6.
2. Siehe die Tabelle der Abkürzungen, die vor den ersten Analysen auf S. 11 gegeben ist.
3. Im Anhang: 1. Beispiele aus der Zeitliteratur . . . . . .
   2. Bibliographie . . . . . .

Vorbemerkung

Von Montaignes Esssais gibt es drei prinzipiell verschiedene Fassungen:

I. 1580 Erstausgabe der Essais. Verlag S. Millanges, Bordeaux. Diese Ausgabe enthält die ersten beiden Bände der Essais.

1582 Zweite Ausgabe der Essais.
1587 Dritte Ausgabe der Essais.
Wenig veränderte Ausgaben, die hier unwesentlich sind.

Vierte Ausgabe der Essais. Diese Ausgabe ist völlig unbekannt.

II. 1588 Fünfte Ausgabe der Essais. Verlag A. Langelier, Paris. Diese Ausgabe ist, wie der Titel angibt, „augmentée d'un troisième livre et de six cens additions aux premiers".

III. 1588—92 Vorbereitung zur sechsten Ausgabe, sogen. „Exemplaire de Bordeaux".

Nach der fünften Ausgabe von 1588 begann Montaigne sofort an der Neuauflage der Essais zu arbeiten. Der Tod riß ihn vor der Drucklegung aus seinem Schaffen.

1595 **Verfälschte** sechste Ausgabe, Verlag A. Langelier, Paris. Diese „Edition Posthume" wurde drei Jahre nach Montaignes Tode von seinen Freunden Pierre de Brach und Marie le Jars de Gournay unternommen. Sie ist die veränderte Bearbeitung einer fehlerhaften Kopie des „Exemplaire de Bordeaux"[1]).

1906—20 Die **echte sechste Ausgabe** des Originaltextes von 1588—92 erscheint erst im zwanzigsten Jahrhundert. Diese erste kritische Neuausgabe von Montaignes Essais, der das „Exemplaire de Bordeaux" zu Grunde liegt, wurde 1906 von der Stadt Bordeaux veranstaltet. Die Leitung unterstand Fortunat Strowsky, Gebelin und Pierre

[1]) Diese „Edition Posthume", die bis ins zwanzigste Jahrhundert als Grundlage für sämtliche Ausgaben der Essais diente, ist heute für die kritische Montaigneforschung unbrauchbar.

Villey. Sie geben in dieser Ausgabe die drei verschiedenen Fassungen der Essais, einen detaillierten Variantenapparat und im vierten Bande die Quellen und Datierungen jedes einzelnen Essais[2]). 1922/23 ließ Pierre Villey eine handliche Ausgabe der Essais erscheinen, die sich im wesentlichen nicht von der Ausgabe der Stadt Bordeaux unterscheidet. In den Anmerkungen unserer Arbeit wird immer, falls wir keine besonderen Angaben machen, auf die Ausgabe Villeys verwiesen[3]).

Wir folgen ganz den Bezeichnungen Villeys:

Der Text **1580** wird **A.** genannt; d. i. Buch I und II.

Der Text **1588** wird **B.** genannt; d. i. Buch II und die Hinzufügungen zu Buch I und II.

Der Text **1588/92** wird **C.** genannt; d. s. letzte handschriftliche Hinzufügungen und Veränderungen Montaignes an der Ausgabe von 1588 (den Texten A. u. B.).

Den Grundtext **A.** der ersten Ausgabe teilen wir aus methodischen Gründen in unserer Arbeit in die beiden Abschnitte **A 1** und **A 2.** Wir halten uns auch im einzelnen vollkommen an die zeitlichen Fixierungen Pierre Villeys. Ohne die Ergebnisse seiner Forschung wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen.

---

[2]) Les Essais de Michel de Montaigne. D'après L'exemplaire de Bordeaux Sous les Auspices de la Commission des Archives Municipales de Bordeaux. 1906/1920.

[3]) Les Essais de Montaigne, Paris, Ed. Alcan, 1922/23.

Einleitung

Wer über Montaigne zu schreiben beginnt, soll sich fragen: „Que penserait-il de moi et de la façon dont je vais parler de lui au public?“ Diesen Warnungsruf hielt Sainte-Beuve[1]) vor mehr als fünfzig Jahren der immer stärker anwachsenden Montaigne-Betrachtung entgegen.

Schon mit der ersten Ausgabe der Essais von 1580 beginnen Kritik und Streit um Montaigne. Bis nach England dringt seine Wirkung. In den Werken Shakespeares lebt sein Geist weiter, Francis Bacon lernt von ihm und übernimmt 1597 den neu erfundenen Namen „Essais“. — Menschen aller Zeiten, aller Länder sind von Montaigne gefangen und werden von ihm beeinflußt.

Es ist hier jedoch nicht meine Aufgabe, diesen Fragen nachzugehen, Einfluß und Wirkung Montaignes zu beschreiben. Wir wollen einleitend nur den Stand der modernen wissenschaftlichen Montaigne-Forschung darlegen.

Durch die Quellenstudien von Motheau, Jouaust, Dezeimeris, vor allem aber durch Fortunat Strowsky und Pierre Villey hat die Montaigne-Betrachtung eine grundlegende Wendung erhalten. Ihre Forschung führte zu dem Resultat, daß der Montaigne, den man kannte, über den man seit drei Jahrhunderten schrieb und diskutierte, gar nicht der wirkliche Montaigne war. Die populär zugängliche, dauernd neu verlegte Ausgabe der Essais von 1595 erwies sich als die willkürliche Aenderung einer Kopie von Montaignes Handexemplar (1588/92).

Die erste kritische Neuausgabe der Essais (Bordeaux 1906) schafft die Basis für neue wissenschaftliche Forschung, gibt erst die Möglichkeit zur Erkenntnis des wirklichen Montaigne.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts hat Pierre Villey seine geniale Quellenforschung unternommen. Im Jahre 1908 erscheint seine thèse: „Sources et Evolution des Essais.“ Pierre Villey versucht hier die Bedingtheit Montaignes in seiner Zeit und die Abhängigkeit Montaignes von der Zeitliteratur und der antiken Literatur im einzelnen nachzuweisen. Seine Quellenstudien führen ihn zu genauer Angabe der Entstehungsdaten der einzelnen Essais. Auf Grund dieser zeitlichen Fixierungen behauptet Villey, daß die vermeintlichen Widersprüche der philosophischen Konzeption nicht existieren, sondern daß sich tatsächlich eine allmähliche Entwicklung und Wandlung der Ideen Montaignes vollzieht. In seinen letzten Büchern gelangt Villey zu einer Abgrenzung

[1]) Sainte-Beuve, Causeries de Lundi. T. IV. S. 68.

und Würdigung der Originalität Montaignes. — Für den modernen Montaigneforscher sind die Arbeiten P. Villeys Grundlage und Wegweiser.

Der Ausschnitt einer Bibliographie der neuesten Montaigne-Literatur[2]) zeigt die Weite und Vielgestaltigkeit der Aspekte, die sich nach diesen umwälzenden Studien aus dem neu entdeckten Montaigne ergeben. Aus der verwirrenden Fülle der Montaigne-Literatur lassen sich prinzipiell verschiedene Grundhaltungen der Betrachtung herauslösen.

Die schon geschilderte moderne Quellenforschung[3]) (Villey) will den direkten Weg zum Erkenntnisobjekt gehen, frei von der Hineininterpretation jeglicher subjektiver wertender Tendenzen.

Aeltere Textuntersuchungen[4]), wie z. B. die von Glauning begnügen sich mit rein philogisch-sprachlichen Aufzählungen. Auch die neuesten Arbeiten von Schnabel und Coppin weisen im wesentlichen nicht über diese philologischen Aufzählungen, Ableitungen und Vergleiche hinaus.

Die historisch-philosophische Betrachtungsweise[5]) im allgemeinen geht darauf hinaus, zu einer Deutung der Philosophie und Moral Montaignes zu gelangen. Die Quellenforschungen und philologischen Textuntersuchungen dienen als Werkzeug der Arbeit. Montaignes Gedanken über Politik, Erziehung, Natur, Gott, Staat und Kirche werden aus dem Ganzen herausgearbeitet. Bestimmte Probleme interessieren die Gelehrten der verschiedenen Länder zu bestimmten Zeiten. In Deutschland beschäftigt man sich um die Wende des XX. Jahrhunderts am stärksten mit seiner Erziehungsmethode und politischen Stellungnahme. In England wird immer von neuem der Einfluß Montaignes auf die englische Literatur untersucht. Die religiöse Haltung Montaignes erregt noch augenblicklich in Frankreich die heftigsten Diskussionen.

Im XVII. und XVIII. Jahrhundert ging man mit ganz bewußt wertenden Moralanschauungen an das Studium Montaignes heran. Diese Methode ist auch heute noch lebendig. So versuchen z. B. Faure, Tavera und Ruel die Vielgestaltigkeit Montaignes auf bestimmte ihnen adäquate Haltungen zu reduzieren und seinen Wert an diesen abzuschätzen. Gegenüber diesen Arbeiten, die Montaigne in ein System einordnen wollen, versuchen andere moderne Forscher, vor allem Villey, Lanson

[2]) Siehe Anhang: Bibliographie. Die in der Biliographie nummerierten Abteilungen: I, Ia und II geben nur einen Ueberblick über die neueste Montaigne-Literatur; d. h. die Bücher, die nach 1908, also nach der Neuausgabe der Essais und der umwälzenden Arbeit von Villey erschienen sind. Wir machen nicht den Anspruch ganz vollständig zu sein.

[3]) Siehe Bibliographie Nr. I.

[4]) Siehe Bibliographie Nr. Ia.

[5]) Siehe Bibliographie Nr. II.

und Strowsky, die Vielgestaltigkeit und Entwicklung seiner Lebensanschauung zu erfassen.

Bewußt frei von jedem Anspruch auf wissenschaftliche Methode und wissenschaftliche Wahrheit wird Montaigne für André Gide Gegenstand rein dichterischer Schöpfung.

Noch 1862 konnte Sainte-Beuve schreiben: „Sur ce dernier (Montaigne) on n'a plus à attendre des découvertes proprement dites; on en est depuis longtemps aux infiniment petits détails[6])." Der Ausschnitt aus dem Stand der modernen Montaigneforschung zeigt den Irrtum Sainte-Beuves. Die überzeitliche Lebendigkeit Montaignes läßt immer neue Möglichkeiten entstehen. Die Essais bleiben unerschöpflich und sie wandeln sich weiter im Geiste derer, die sie lesen und betrachten.

* *
*

Die Frage nach dem Begriff der Form drängt sich auf, bevor die Analyse einer bestimmten Kunstform ansetzt. Notwendig bedeutet „Form" jedem Menschen etwas anderes, und der Begriff als solcher verändert sich sogar oft im Denken des einen Sprechenden. Das Problem der Form wird von verschiedenen Forschern auf ganz entgegengesetzte Weise angegangen. Es ist an dieser Stelle unmöglich, in diese Problematik tiefer einzudringen. Wir wollen thesenhaft voranschicken, was h i e r unter der Form verstanden werden soll. Im Verlauf unserer Arbeit, durch die Art unserer Analysen werden diese Thesen dann Leben gewinnen.

Alles Sein ist nur in der Wirklichkeit irgendwelcher Form erfaßbar. (Unser eigener primitivster sprachlicher Ausdruck gibt in der Art seiner Ausdrucksweise, im Tonfall, begleitenden Gebärden usw. die umgestaltete Wirklichkeit unseres inneren Wollens und Impulses). Inhalt und Form bedingen sich zwar gegenseitig. In der Form aber realisiert sich erst der Gehalt. Der ästhetische Akt insbesondere besteht in der Formung des Gehaltes. Die Form erst zeigt die dem Schaffenden eigentümliche geistige Aktivität.

Es ist das merkwürdige Streben der Menschen, die Bücher lesen, die Eigentümlichkeit eines Dichters oder Schriftstellers ganz selbstverständlich in bestehende Begriffe und Gattungen der Kunstform einzuordnen. Wir sagen: Ich lese einen Roman, eine Novelle, ein lyrisches Gedicht, ein Märchen, ein Lustspiel, ein Trauerspiel usw. Jede Kunstform hat ihre spezifischen Merkmale.

---

[6]) Sainte-Beuve, Nouveaux Lundis, Bd. II. S. 156.

Im XVI. Jahrhundert erscheint plötzlich ein Mensch in Frankreich, der erklärt: „C'est le seul livre de son espéce!" So etwas existierte noch niemals vorher in Frankreich.

Montaigne ist der Erfinder des Essais. Nach ihm beginnt der Essai als solcher, mit dem Begriff einer neuen Kunstform zu verschmelzen. Dichter, Schriftsteller vom XVI. Jahrhundert bis in unsere Tage finden im Essai eine Möglichkeit ihres eigenen Ausdruckswillens.

* *
*

Was ist nun ein Essai? Mit dem Wort „Essai" verbindet sich für uns alle eine ganz bestimmte Gestaltungsweise, die von unserer Vorstellung gegen andere Kunstformen abgegrenzt wird. Bei einer Rundfrage ergab sich, daß ein Essai den meisten Menschen als ein Versuch des Verfassers erscheint, seine philosophischen und moralischen Ansichten bewußt systemlos festzuhalten. So erscheint er ihnen als ein kurzes Prosastück im regellosen Plaudertone, als eine planlos hingeworfene Skizze, die letzten Endes unvollendet bleibt.

Es soll hier versucht werden zu zeigen, was der Essai seines Erfinders in Wirklichkeit ist. Die Komposition, die der scheinbaren Regellosigkeit der Essais zugrunde liegt, der Aufbau dieser Kunstform soll durch exakte Analyse aufgewiesen werden. Die Essais fordern aus ihrer Besonderheit die besondere Methode chronologischer Betrachtung heraus. Durch Analyse einzelner Essais aus den verschiedenen Perioden ihrer Wandlung wollen wir versuchen, das Prinzip des Aufbaus der Essais zu erfassen.

Es ergibt sich weiter für uns die Aufgabe, aus den Essais, Montaignes Gedanken über Kunst und über die Gestaltung der eigenen Form herauszuarbeiten. Es soll schließlich durch Interpretation der Texte festgestellt werden, inwiefern die Form der Essais in Einklang steht mit Montaignes Lebens- und Kunstauffassung.

I.

Erste Schaffensperiode Montaignes (A 1)

Um die Wende des Jahres 1571/72 beginnt Montaigne seine ersten Essais zu schreiben. Montaignes Essais sind bedingt durch die Situation seiner Zeit. Wir wollen hier nicht nochmals die geistige Abhängigkeit Montaignes von den differenzierten Strömungen des XVI. Jahrhunderts aufzeigen. Es seien hier nur auf die in der Bibliographie angegebenen allgemeinen Betrachtungen über das XVI. Jahrhundert, besonders aber auf die Spezialstudien Villeys, Lansons und das jüngste Werk Plattards verwiesen. Pierre Villey zeigt auf Grund seiner eingehenden Quellenstudien, daß Montaignes Anfangsessais nichts weiter sind, als Imitation einer sehr verbreiteten Literaturströmmung des XVI. Jahrhunderts, der sogenannten „Vulgärliteratur". Villey führt aus, wie Montaigne Form und Aufbau seiner Essais aus der Vulgärliteratur entnimmt. Er sagt u. a.: „Montaigne plus tard transformera ce m o u l e ; au début, il le reçoit des mains de ses devanciers et de ses contemporains[1])".

Auf Grund einiger Beispiele, die wir im Anhang geben, wollen wir versuchen, Tendenzen und Aufbau der Vulgärliteratur, auf der Montaigne basiert, zu charakterisieren.

Die Vulgärliteratur des XV. und XVI. Jahrhunderts wandte sich im wesentlichen an die in der Renaissance neu aufkommende Gesellschaftsschicht. Dieses Werden einer neuen Gesellschaft vollzieht sich im Zusammenhang mit allen wirtschaftlichen, politischen, religiösen, philosophischen und wissenschaftlichen Umwandlungen, die das Bild der europäischen Neuzeit schaffen. „Mit den Akademien und den aus ihnen heraus entstandenen populär-wissenschaftlichen Schriften war die Isolierung aufgehoben, in welcher die Gelehrten- und Laienwelt, sowie die Vertreter verschiedener Anschauungen und Richtungen . . . tätig gewesen"[2]). Es entwickelt sich jener Typ des „gebildeten Laien", der weder Zeit noch Lust zu Spezialstudien hat und sich doch irgendwie bilden möchte. Es muß unter diesen Menschen eine wahre Sucht entstanden sein, die mannigfaltigen Erscheinungen ihrer Zeit, nicht nur die neuesten Tagesereignisse und Skandalgeschichten, sondern auch die Fülle der Entdeckungen zu erfahren, an dem Streit der Gelehrten teil zu haben, und schließlich Auszüge jener gepriesenen antiken Weisheit kennen zu lernen[3]). Die Buchdruckerkunst war erfunden, aber es gab noch keine Zeitungen, welche die Neugierde oder Wißbegierde jener Menschen befriedigen konnten. Diesen Bedürfnissen der Zeit ent-

[1]) Villey, Les Sources et L'évolution . ., Paris 1933. Bd. II. S. 23

[2]) Olschki, Bildung und Wissenschaft im Zeitalter der Renaissance in Italien, Leipzig 1922. Bd. II. S. 300.

[3]) Siehe z. B.: Adages von Erasme.

sprechen die populär-wissenschaftlichen Schriften. Sie ersetzen dem „gebildeten Laien" des XVI. Jahrhunderts Zeitungen und Zeitschriften.

Im Ringen zwischen jenseits gewandten Traditionen und der Wiedergeburt des irdischen Menschen ergibt sich eine Unzahl neuer Gedanken und Probleme. Die bestehende Welt wird in Frage gestellt. Alles bisher Anerkannte, Feststehende, die Fülle abstrakter Gelehrsamkeit soll durch Erfahrung, durch konkret sinnliche Anschauung nachgeprüft werden. Die Tendenz geht dahin, das Allgemeine im Besonderen zu finden und das Besondere durch das Allgemeine zu begreifen. Es scheint mir, daß gerade in der Vulgärliteratur diese in der Zeit latente Tendenz deutlich wird, denn die Vulgärliteratur sucht den Ausgleich zwischen gelehrten Aussagen und praktischen Erfahrungen, die Verbindung von überlieferter Weisheit und neuer Wirklichkeit. Ihr Sinn ist, Belehrung. Sie ist bestimmt „pour l'usage de la vie moderne et pour l'éducation de l'humanité nouvelle"[4]). Dieser der Vulgärliteratur eigentümliche Zweckcharakter verbindet sich mit den allgemeinen Tendenzen der Zeit. Die abstrakten Aussagen sollen für das Publikum durch gegenständliche Beispiele schmackhaft gemacht werden. Gleichzeitig sucht man aber durch Erfahrung, durch konkrete Einzelbeweise Belege für die bisher gültigen Dogmen, und für die neue Weisheit der Antike zu finden.

Alle sogenannten Popularweisheiten, die uns heute durch dauernde Wiederholung als solche erscheinen, waren für die Menschen des XVI. Jahrhunderts oft neue Erleuchtungen und mußten durch Beispiele nicht nur zugänglich gemacht werden, sondern sie wurden so auf ihren Wirklichkeitsgehalt untersucht. Irgendwelche gegenständliche Beispiele, Beobachtungen der Phänomene der Wirklichkeit, konkrete Tagesereignisse, Anekdoten moderner oder antiker Autoren dienen zur Ausschmückung, zur Bekräftigung oder Ablehnung der abstrakten Darlegungen. Die allgemeinen abstrakten Darlegungen[5]) fordern dauernd neue Beispiele und konkrete Belege; die Beispiele führen wieder zu neuen sich oft widersprechenden „Philosophischen Betrachtungen". So ergibt sich in all diesen Vugarisationsprodukten ganz selbstverständlich ein dauernder Wechsel zwischen Abstraktem und Konkretem. Das Sammeln von Betrachtungen und Beispielen (Schauergeschichten, merkwürdigen Todesarten, Naturwundern, Anekdoten, usw.) wird in manchen dieser Werke zum Selbstzweck.

Die gleiche primitive Struktur, der Wechsel von Konkretem und Abstraktem, ist trotz verschiedenster Nuancen, die innere Gemeinsam-

---

[4]) Gustave Lanson, Les Essais de Montaigne, Paris 1930. S. 81.

[5]) Wir fassen diese Darlegungen, was sie auch geben mögen, unter dem Namen „Philosophische Betrachtung" = „Phil. B." zusammen.

keit eines überraschend großen Teils des Schrifttum des XVI. Jahrhunderts.

Es gibt prinzipiell drei mögliche Variationen dieses Aufbaues: Der gleichmäßige Wechsel von Konkretem und Abstraktem, Ueberbetonung des Konkreten oder Ueberbetonung des Abstrakten. Tatsächlich zeigt das Schrifttum diese drei Modifikationen. (siehe Anhang). — Dieser gleiche Aufbau eint nicht nur die Masse all jener Vulgarisatoren, deren Namen heute längst vergessen sind, diese Form bildet den einheitlichen Rahmen wirklicher Neuschöpfungen, sie ist z. B. Machiavelli, Gentillet, Bodin, La Noue, Amiot[6]) und schließlich Montaigne gemeinsam.

* * *

Als Montaigne mit 38 Jahren seine juristische Karriere aufgibt, sein Amt als Parlamentsrat in Bordeaux verkauft und sich auf sein Schloß Montaigne in seine einsame „librairie" zurückzieht, hatte er nicht die Absicht, Essais zu schreiben. Die Inschrift, die er in seine Bibliothek eingravieren ließ[7]), verrät uns nur seinen Wunsch, sich in aller Muße seinen geistigen Beschäftigungen zu widmen. Montaigne liest nicht allein die ungeheure Fülle der Vulgärliteratur seiner Zeit, er studiert die Texte in lateinischer Sprache und lernt Griechenland im wesentlichen durch die Vermittlung Roms und die glänzenden französischen Plutarchübersetzungen Amiots kennen.

Mehrere uns überkommene Bücher[8]) aus Montaignes Bibliothek lassen uns einen Einblick gewinnen in die Art seines Bücherlesens. Montaigne begnügte sich nicht, wie er später von sich behauptet hat,

---

[6]) Niccolo Macchiavelli, Il Principe, 1513.
I. Gentillet, Discours, sur le moyens de bien gouverner . . . Contre Nicolas Machiavel Florentin 1576.
Jean Bodin, Les six livres de la République, 1576.
Jacques Amiot, Les Vies des hommes illustres 1559. Oeuvres Morales, Paris 1574.

[7]) L'an du Christ 1571, à l'âge de 38 ans, la veille des calendes de mars, anniversaire de sa naissance, Michel de Montaigne, depuis longtemps déja ennuyé de l'esclavage de la Cour du Parlement et des charges publiques, se sentant encore dispos, vint à part se reposer sur la sein des doctes Vierges, dans le calme et la sécurité; il y franchira les jours qui lui restent à vivre. Espérant que le destin lui permettra de parfaire cette habitation, ces douces retraites paternelles, il les a consacrées à sa liberté, à sa tranquillité et à ses loisirs." — Uebersetzung des lateinischen Textes. Villey, Les Essais, Ed. Alcan, Paris 1922/23. Bd. I. Einl. S. XVI.

[8]) Allgemein zugängliche Beispiele, die die Methodik seines Lesens sehr anschaulich zeigen, sind: Nicolle Gilles: Annales et croniques de France . . . Paris 1562. In diesem Buch macht M. 173 Randbemerkungen. Das Exemplar ist im Besitz des Dr. Armaingaud und wurde von Dezeimeris in der „Revue d'histoire Littéraire de la France", 109, 1912, 1913 veröffent-

mit flüchtigem Durchblättern. Er versah viele seiner Bücher[9]) mit detaillierten Randbemerkungen: Kritik von Stil und Sprache des Autors, Kritik seiner Methodik, Vergleiche und Hinweise auf andere Schriftsteller. Gleichzeitig notiert er irgendwelche analogen Beispiele und Betrachtungen oder gerade völlig entgegengesetzte Beispiele und Anschauungen, die dasselbe Thema von einer ganz anderen Seite berühren. Der Schritt zwischen dieser Methodik des „Lesens" und dem Anfang eigenen „Schreibens" ist nicht groß. Es ergibt sich beinahe wie von selbst, daß Montaigne Auszüge seiner Randbemerkungen zusammenstellt, neue Beispiele und Betrachtungen aus seiner jeweiligen Lektüre anknüpft und manchmal einen persönlichen Einfall oder eine eigene Erfahrung anfügt. Die kurzen Kapitel eines bestimmten Typus der Vusgärliteratur, die sogenannten „leçons", waren das geeignete Muster für diese Art der Zusammenfassung.

Aus Randbemerkungen zu seinen Lieblingsbüchern, aus Zitaten und freien Uebersetzungen lateinischer Schriftsteller entstehen also Montaignes erste tastende Versuche selbständig zu schreiben. So kann Villey mit Recht sagen: „ A cette première époque, l'essai se réduisait presque à n'être qu'un cadre où Montaigne jetait les sentences et les exemplemples qu'il avait recueillis"[10]).

Wir schließen uns zwar der Anschauung Villeys an, daß M. die „moule", d. h. den oben charakterisierten Aufbau von seinen Vorgängern und Zeitgenossen übernimmt. Dennoch bleibt das Problem weiter bestehen, welches Montaignes schöpferische Leistung bei der Durchgestaltung dieses Aufbaus gewesen ist, wieso e r eigentlich erst den Essai zu einer neuen und gültigen Kunstform erhoben hat.

* *
*

Es soll nun versucht werden, die Eigenart der neuen Kunstform, unabhängig von den historischen Bedingtheiten im Laufe unserer Arbeit

---

licht. — Villey fixiert M.'s Randbemerkungen auf das Jahr 1565. Eine Seite dieses Exemplars ist sehr anschaulich wiedergegeben in dem kleinen Montaignewerk von Villey (Paris, Rieder, 1933).

Ferner das Handexemplar von C. J u l i i C a e s a r i s, commentarii ... Antverpiae MDLXX., das im XIX. Jahrhundert entdeckt wurde. Die zahlreichen Randbemerkungen M.'s sind im Jahre 1578 entstanden. Dieses Buch wird im Museé Condé in Chantilly aufbewahrt. Abdruck einer Seite mit den Randbemerkungen M.'s bei Bonnefon.

[9]) Das letzt erschienene Buch von Jean Plattard: Montaigne et son temps, Paris 1933, läßt die Frage offen, wieviele und welche seiner Bücher M. mit derartigen Randbemerkungen versah.

[10]) Villey, Les ét L'évolution . ., Paris 1933, Bd. II S. 48.

aufzuweisen. Wir werden direkt von den Essais ausgehen und durch Nachprüfen ihrer technischen Eigenheiten, durch Untersuchung der Inhaltsgruppierung, durch Nebeneinanderstellen exakter Analysen, diesen der Zeit eigentümlichen Aufbau von neuem an den Essais kennen lernen.

Wir beschäftigen uns zuerst mit Montaignes Anfangsessais, die er nach den Angaben Villeys von 1572—1574 schrieb. Es sind die weitaus meisten Kapitel des I. Buches (Kap. 2—22 u. Kap. 32—48, außer Kap. 11,21 u. teilweise Kap. 39), ferner die ersten zwei Kapitel des II. Buches. — Wir bezeichnen diese Essais der ersten Schaffensperiode mit **A. 1.**

(„Sentences, apophtegnes et exemples se réunissent donc pour constituer les Essais“[11]). Hauptbestandteile der Anfangsessais sind Beispiele und Popularweisheiten. — Zum Verständnis unserer schematischen Analysen aus den verschiedenen Perioden soll folgende Aufstellung dienen:

Wir bezeichnen alle Sentenzen, Popularweisheiten, allgemein philosophischen Betrachtungen,, Moralregeln, selbständige Ueberlegungen, philosophische Schlüsse usw. mit dem Sammelnamen:
Phil. B. = „Philosophische Betrachtung“.

Die Beispiele, die Montaigne anführt, übernimmt er:

1. Aus seiner Zeit, aus seiner Lektüre und aus direkten mündlichen Berichten.
2. Aus der reinen Historie.
3. Aus seiner ganz persönlichen Erfahrung. — Diese Scheidung ist bis zu einem gewissen Grade willkürlich und nicht immer ganz einwandfrei durchzuführen. Wir bezeichnen die Beispiele der Kategorie 1:

Beisp. Ueb. = „Beispiele Ueberlieferung“.

Kategorie 2:

Beisp. H. = „Beispiele Historisch“.

Kategorie 3:

Beisp. Erf. = „Beispiele Erfahrung“.

Wenn Montaigne sich selbst zum Beispiel der Betrachtung wird und eine längere Beschreibung seines eigenen Lebens gibt, seine äußeren Gewohnheiten schildert, oder versucht seinen Charakter zu erforschen, und seine Eigenschaften bis in die letzten Feinheiten zu analysieren, so wollen wir

[11]) Villey, Sources, T. II. S. 23.

all diese so differenzierten Aeußerungen der Ichbetrachtung mit dem Sammelnamen:

Selbstch. = „Selbstcharakteristik" bezeichnen.

Nach den so gekürzten Bezeichnungen folgen die Seitenangaben und die ersten Textworte.

Die rein schematische Analyse einzelner charakteristischer Essais der ersten Schaffensperiode soll zeigen, wie diese „moule" aussieht, in der sich Montaigne zum ersten Male versucht.

Typ A 1.

Analyse Bd. I. Kap. 7.

Que L'Intention Juge Nos Actions.

Phil. B. S. 34: La mort dict-on . . . In dieser kurzen einleitenden philosophischen Behauptung handelt es sich um eine in der Zeit oft gehörte Einstellung zum Todesproblem. „Der Tod nämlich, so sagt man allgemein, entbindet uns von all unseren Verpflichtungen."

Beisp. H. S. 34: J'en scay . . . Montaigne nimmt diesen allgemeinen Satz nicht ohne weiteres hin. Er untersucht den Satz auf seinen Wahrheitsgehalt. Er stellt keine weiteren philosophischen Erörterungen an, sondern er will durch Beispiele die Wirklichkeit erfassen. „Denn Montaigne kennt Leute, die diese philosophische Behauptung verschieden aufgefaßt haben." Montaigne berichtet zuerst von Heinrich VII., der sich durch den Tod von seinem Versprechen entbunden hält. In seinem Testament befiehlt er ausdrücklich seinem Sohne, den ausgelieferten Grafen v. Suffolc hinrichten zu lassen.

Beisp. H. S. 34: Dernierement en cette tragédie . . . Montaigne gibt ein Gegenbeispiel aus der Historie. Graf Egmont bittet Alba um seine Hinrichtung von der Hand Horns, damit sein Tod seine Verpflichtung gegen Horn lösen möge.

Phil. B. S. 34: Il semble que la mort . . . Montaigne interpretiert beide Beispiele. Die Interpretation bringt ihn auf eigene Ideen zur Wiederlegung der ersten philosophischen Behauptung und schließlich zum eigentlichen Gedanken des von ihm gestellten Themas.

Gedanken und Handlung liegen in der Natur des Menschen. Wir können nicht über unsere

Kräfte und Mittel hinaus verantwortlich gemacht werden. Ergebnisse und Ausführungen unserer Taten sind unabhängig von der Macht des Menschen. Nichts ist in der Gewalt des Menschen als Absicht, als Wille. Da Montaigne also die Freiheit des menschlichen Willens zugibt, so sind notwendig die moralischen Satzungen und Pflichten des einzelnen Menschen im Willen begründet und errichtet. Dieser philosophischen Einstellung gemäß kommt Montaigne zur endgültigen Beurteilung der von ihm gestellten Beispiele. Egmont bleibt mit seiner Seele und seinem Willen ganz an sein Versprechen gebunden. Die Macht, sein Wort einzulösen, seiner Absicht mit der Tat zu folgen, steht ihm nicht zu Gebote. Egmont wäre nach Montaignes Beurteilung seiner Schuldigkeit ledig gewesen, selbst wenn er Graf Horn überlebt hätte.

Der König von England dagegen hat absichtlich sein Wort gebrochen. Sein Tod ändert nichts an der Richtung seines Willens.

Beisp. H. S. 35: Non plus que le masson . . . Zur weiteren Interpretation des letzten Beispiels führt Montaigne noch ein historisches Beispiel an.

Er meint nämlich, daß der Tod den Maurermeister bei Herodot ebenso wenig von der Absicht des Verrats befreie, wie Heinrich VII. (Der Maurermeister offenbart auf dem Sterbebett seinen Kindern das Geheimnis der Schätze des Königs von Aegypten.)

Analyse Bd. I. Kap. 20.

Que philosopher c'est apprendre à mourir.

Phil. B. S. 100: Cicero dit que („Tota philosophorim vita. ut ait idem commentatio mortis est" (Cic. Tusculum. Uebers. aus Phaidon). Montaigne übersetzt Cicero: „Philosopher ce n'est autre chose que s'aprester à la mort.' In Anlehnung an Ciceros Gedankengang entwickelt Montaigne, daß das Ziel des Lebens die Bereitschaft zum Tode sei.

Beisp. Ueb. S. 103: Nos parlemens . . . Montaigne führt als Beispiele Gerichtshöfe an, die den Verurteilten vor der Hinrichtung noch irgendwelche Lebensannehmlichkeiten bieten. Aber Montaigne glaubt, daß die Todesfurcht ihnen diese letzten Schönheiten des Lebens vergällt.

Phil. B. S. 103: Le but de nostre . . . Das Ziel aller Menschen ist der Tod. Alle Menschen, nicht nur jene Verurteilten, leben in ständiger Todesfurcht. Wie ist es möglich, fragt Montaigne, daß wir irgendeinen Schritt tun, ohne durch Angst vor dem Tode in Fieber zu sein. Das Abwehrmittel des primitiven Volkes besteht darin, einfach nicht an den Tod zu denken.

Selbstch. S. 104: Je nasquis . . . Der Gedanke an das Lebensende führt Montaigne dazu, seinen Anfang zu befragen. Montaigne gibt sich selbst als Beispiel: Folgen biographische Angaben von Geburtstag und Stunde (28. Februar 1533). Vor vierzehn Tagen wurde Montaigne, wie er uns berichtet, 39 Jahre alt. Er glaubt, daß er sicher noch einmal so lange leben wird.

Phil. B. S. 104: Cependant s'empescher . . . Wenn der Tod ihm auch nicht zeitlich nahe ist, wäre es wie Montaigne meint, ein Zeichen von Dummheit und Primitivität, ihn einfach negieren zu wollen. Keiner kann den Zeitpunkt ahnen, an dem sein Leben zu Ende geht. Der Tod kann uns in jedem Augenblick überraschen. Der Mensch stützt sich im allgemeinen auf das Gerede der Aerzte. Er sollte vielmehr „l'effect et l'experience" anschauen.

Beisp. Erf. S. 105: Par le commun train des choses . . . Eine statistische Aufstellung würde zeigen, daß ein Mensch mit 35 Jahren die gewöhnliche Lebensdauer schon überschritten hat. Denn es gibt mehr Menschen, die vor dem 35. Jahre gestorben sind, als diejenigen, die ein längeres Leben geführt haben. (Zum Beweis seiner Behauptung: „Der Tod kann uns in jedem Augenblick überraschen" hat Montaigne zuerst seine subjektive Erfahrung mitgeteilt; jetzt gibt er objektive Erfahrungstatsachen aus der Ueberlieferung und aus der Historie.)

Beisp. Ueb. und Beisp. H. S. 105: Il est plein de raison . . . Es folgen 12 Beispiele.

Jesus Christus, den sich die Menschheit zum Vorbild nehmen sollte, verschied mit 33 Jahren.

Alexander, der größte Mensch, starb auch in diesem Alter.

Johann II., Herzog der Bretagne, erstickte ganz jung im Gedränge einer Menschenmasse.

Heinrich II. wurde auf einem Turnier tödlich verletzt.

Einer seiner Vorfahren (Philipp, Sohn Ludwigs des Großen) starb ganz plötzlich durch den Stoß eines Schweines.

Aeschylus wurde von einer Kröte erschlagen, die ein Adler aus seinen Krallen fallen ließ.

Usw. folgen noch 6 weitere Beispiele von bekannten Persönlichkeiten, die durch plötzliche Unglücksfälle ganz jung starben. Als letztes gibt Montaigne ein noch nicht historisch gewordenes Ereignis: Einer seiner Brüder, der Hauptmann Saint-Martin, wurde mit 23 Jahren beim Spiel vom Ball getroffen. Die Folge davon war ein Schlaganfall, an dem er fünf Stunden später starb.

Phil. B. S. 106: Ces exemples . . . Wenn man sich diese häufigen und alltäglichen Beispiele vor Augen führt und über sie nachdenkt, dann ist es ganz unmöglich, daß man einen Moment die immerwährende Nähe des Todes vergessen kann. Dieses sorglose Dahinleben bezeichnet Montaigne mit der „nonchalance bestiale". Montaigne meint: Wenn wir uns den Tod in all seinen Möglichkeiten ständig vergegenwärtigen, dann nehmen wir ihm das Fremde und Erschreckende.

Beisp. Ueb. S. 108: Ainsi faisoyent les Egyptiens . . . Montaigne führt das Beispiel der Aegypter an, die in den höchsten Augenblicken des Lebens, bei ihren schönsten Festen ein Totengerippe herbeitragen ließen „pour servir d'advertissement aux conviez."

Phil. B. S. 108: Il est incertain où la mort . . . Weil es unbestimmt ist, wo der Tod uns überrascht, so müssen wir ihn immerzu und überall erwarten. Das Nachsinnen über den Tod ist Nachsinnen über die eigene Freiheit. Sterben zu wissen befreit uns von jeder Dienstbarkeit und jedem Zwang.

Beisp. Urb. S. 108: Paulus Aemilius . . . Beispiel des von Paulus Aemilius gefangenen Königs von Mazedonien.

Phil. B. S. 108: A la vérité . . . (Unabhängig von den Beispielen springt Montaigne auf einen neuen Ge-

danken über.) Kunst und Fleiß sind in allen Dingen von der Mitwirkung der Natur abhängig.

Selbstch. S. 108: Je suis de moy mesme . . . Montaigne führt sich selbst als Beispiel an. Er hat die richtige Haltung zum Tode. Ob er krank oder gesund ist, er denkt dauernd an den Tod. „A chaque minute il me semble que je m'eschape".

Phil. B. S. 109: De vray les hazards . . . Alle Wagnisse und Gefahren nähern uns wenig oder gar nicht unserem Lebensende. Alle Zufälle sind im Grunde unwesentlich, denn der Tod ist uns dauernd gleich nahe.

Selbstch. S. 109: Ce que j'ay affaire . . . Montaigne berichtet eine Anekdote seines Lebens, die seine eigene Todesbereitschaft zeigt.

Phil. B. S. 110: Il faut estre . . . Die dauernde Todesbereitschaft muß unsere ganze Lebenseinstellung positiv beeinflussen. Wir dürfen uns keinen Oberflächlichkeiten und Aeußerlichkeiten besinnungslos hingeben, keine langen Pläne schmieden, deren Ausführung der Tod verhindern könnte. Wir sind, sagt Montaigne, zur Tätigkeit geboren und der Tod soll uns mitten aus der Arbeit reißen, aber er darf niemals ein Feind für uns sein.

Selbstch. S. 111: Et que la mort me treuve . . . Montaigne stellt dar, wie er sich sein eigenes Ende vorstellt: Der Tod soll ihn bei der Arbeit überraschen, sein Nahen soll ihn ganz unberührt lassen.

Beisp. Erf. S. 111: J'en vis mourir un . . . Montaigne gibt das Beispiel eines Mannes aus seinem Bekanntenkreise, der, als er im Sterben liegt, dieses Schicksal ganz unwürdig beklagt.

Phil. B. S. 111: Il faut se descharger . . . Montaigne verlangt, daß der Mensch niedrige und schädliche Angstgefühle von sich abtue.

Beisp. Ueb. S. 111: Tout ainsi . . . (Zur praktischen Durchführung dieser Vorschrift.) Montaigne sieht, daß: Friedhöfe mitten in belebtesten Stadtteilen angelegt werden. Montaigne hört, daß: die Aegypter bei Festgelagen ihren Gästen ein Abbild des Todes vor Augen halten.

Selbstch. S. 111: Aussi ay-je pris . . . So hat sich Montaigne zur Gewohnheit gemacht, nicht nur an den Tod

zu denken, sondern auch dauernd von ihm zu sprechen.

Phil. B. S. 112: On me dira que l'effect . . . Mag auch die Wirklichkeit die Vorstellung übertreffen, so gewährt doch das vorausgegangene Nachsinnen große Vorteile.

Selbstch. S. 112: Je trouve que j'ay . . . Montaigne macht aber entgegen dieser allgemeinen Feststellung die Beobachtung an sich selbst, daß die Dinge aus der Ferne und in der Phantasie oft größer erscheinen, als sie sich dann in Wirklichkeit erweisen. So hofft Montaigne, daß es ihm mit dem wirklichen Tode ebenso ergehen möge.

Phil. B. S. 113—120: Le corps, courbe et plié . . . Folgt eine lange phil. Betrachtung, deren Inhalt hier wiedergegeben sei: Wie ein schwacher Körper weniger Kraft hat eine Last zu tragen, ebenso steht es auch mit der menschlichen Seele. Man muß deshalb die Seele gegen den Anprall des Todes abrichten. Wenn die Seele gegen Todesfurcht gefeit ist, so ist sie gleichzeitig gegen die geringste Unlust gewappnet. Der Mensch wird durch Anspannung Herr all seiner Leidenschaften und Begierden, aller Unbilden des Geschickes. In dieser Art Lebensverachtung sieht Montaigne die wahre Freiheit des Menschen, seine Würde, und das Ziel des Daseins überhaupt.

Unermeßlich viele Todesarten bedrohen uns ständig. Ist es nicht einleuchtend, daß es qualvoller ist, sie alle zu f ü r c h t e n , als eine zu ertragen!

Werden und Vergehen ist natürliches Geschehen. Der Tod ist Teil des Lebens, Teil der natürlichen Ordnung des Kosmos. Der Tod ist die Bedingung der Erschaffung und, wer den Tod flieht, der entflieht sich selbst, entflieht seiner eigenen Natur. Der erste Tag des Daseins heißt gleichzeitig Tod und Leben. — Die Natur ist Einheit in der Differenziertheit. Wer den rhythmischen Wechsel eines Jahres erlebt hat, der kennt das Leben, und mit dem neuen Jahre hebt der neue ewig gleiche Wechsel an. —

(S. 117): Aussi avez-vous . . . Es kommt also nicht auf die Länge des Lebens an; selbst wer noch so lange lebt, kann dadurch nicht die Dauer des Todes abkürzen. Der Mensch ist

inbegriffen in den Ablauf kosmischen Geschehens. Alles Sein verläuft ähnlich wie das eigene Leben. Indem wir altern, altert alles Lebendige um uns herum. Und wenn wir sterben, sterben Tausende von Geschöpfen mit uns. — Alles Lebendige wird und stirbt.

Was hier gesagt wurde, so meint Montaigne, das sind Ratschläge, die die Natur selbst uns gibt.

Beisp. Erf. S. 120: Or j'ay pensé . . . Montaigne fragt sich, wieso derselbe Tod auf dem Schlachtfeld weit weniger schrecklich erscheint, als auf dem Sterbebett im Hause.

Phil. B. S. 120: Je croy à la verité . . . Diese Tatsache weckt die Ueberlegung in Montaigne, daß der Mensch durch äußere Anstalten dem Tode diese Maske des Schreckens aufsetzt. Wenn die Maske einmal abgerissen ist, so werden wir darunter denselben ewig gleichen Tod finden.

Dreimal glücklich jener Tog, der keine Muße läßt, ihn zu maskieren!

(Mit dieser Verhaltungsregel schließt die Betrachtung Montaignes über den Tod.)

Analyse Bd. I, Kap. 36.
De l'usage de se vestir.

Phil. B. S. 290: Où qe je vueille . . . (Montaigne stellt einleitend eine kurze philosophische Behauptung auf: „Die Gewohnheit nämlich setzt dem Menschen überall Schranken und versperrt ihm alle Wege.

Beisp. Ueb. S. 290: Je devisoy . . . (Der allgemein phil. Satz führt Montaigne auf die Einzelbetrachtung.) Er sieht die Sitten und Gebräuche der Kleidung der verschiedenen Völker an.

Phil. B. S. 290: Les gens d'entendement . . . Montaigne überlegt die Gründe der so differenzierten Gebräuche der Menschen, sich zu kleiden. Er fragt sich nach den allgemeinen Gesetzen, was in bezug auf Kleidung natürlich, was dagegen auf Gebrauch zurückzuführen sei. Er kommt zu dem Schluß, daß die Gewohnheit uns das unmöglich macht, was an sich nicht unmöglich wäre.

Beisp. Ueb. S. 291: Car, de ces nations . . . Montaigne beweist seinen philosophischen Schluß durch ein

Beispiel: Von den Völkern nämlich, die ganz ohne Kleider leben, gibt es eine ganze Reihe, die ungefähr unter denselben klimatischen Bedingungen leben wie wir.

Beisp. Erf. S. 291: Et puis . . . Unser Gesicht, trotzdem es der zarteste Teil ist, bleibt gerade unbedeckt.

Beisp. Ueb. S. 291: Si nous fussions . . . Wenn wir mit der Bedingung geboren wären, Hosen zu tragen, so hätte uns schon die Natur von sich aus geschützt, ebenso wie unsere Finger und Zehen mit härterer Haut versehen sind.

Beisp. Ueb. S. 291: Je ne sçay qui . . . Montaigne gibt das Beispiel jenes Bettlers, der mitten im Winter beinahe unbekleidet ebenso guter Dinge ist, wie irgendein feiner Herr im Marderpelz. Auf die Frage, wie er es so aushalten kann, antwortet er: „Und Ihr Herr, Ihr tragt ja Euer Gesicht unbekleidet, was mich angeht, so bin ich eben ganz Gesicht!"

Beisp. Ueb. S. 291: Les Italiens . . . Folgt das Beispiel des Narren des Herzogs von Florenz, der bei eisigster Kälte in dürftiger Kleidung umherläuft.

Beisp. Ueb. S. 291: Le Roy Massinissa . . . König Massinissa ging bis in sein höchstes Alter bei stürmischstem Wetter ohne Kopfbedeckung.

Beisp. Ueb. S. 292: Et le roy Agesilaus . . . König Agesilaos trug bis zur äußersten Altersschwäche Winter und Sommer dieselbe Kleidung.

Beisp. Ueb. S. 292: Caesar . . . Caesar ging bei jedem Wetter seinen Truppen unbedeckten Hauptes voran. — Dasselbe erzählt man auch von Hannibal.

Beisp. Ueb. S. 292: Celuy que les Polonnois . . . Der jetzige König von Polen trägt niemals Handschuhe und wechselt bei keinem Wetter die Mütze, die er auch im Hause trägt.

Beisp. Ueb. S. 293: Et puis que nous sommes sur le froid . . . (Die vielen Beispiele, die Montaigne über die Kleidung bei großer Kälte gegeben hat, führen ihn dazu, wie er selber sagt, nun die Kälte als solche zu betrachten, unabhängig von seinem Thema. Er kommt zu keiner „Phil. B.", sondern 2 Beispiele, die die Kälte betreffen, fallen ihm ein.)

Martin Du Bellay berichtet von einem so heftigen Frost, daß der Wein mit der Axt zerhackt werden mußte.

Beisp. Ueb. S. 293: Et Ovid . . . Und Ovid erzählt Aehnliches vom Wein, den man nicht trinken kann, weil er gefroren ist, den man deshalb in Stückchen nimmt.

Mit diesen Beispielen, die vom Grundthema abweichen, schließt die erste Fassung der Essais, ohne daß noch einmal eine philosophische Betrachtung folgt.

Folgt ohne weitere Erklärungen nur ein schematischer Auszug von drei weiteren Essais.

Typ A 1.

Bd. I, Kap. 6.

L'heure des Parlemens dangereuse.

Beisp. Erf. S. 31: Toutes-fois je vis . . . Das eigene Erlebnis gibt den Anstoß zu abstrakter Ueberlegung.

Phil. B. S. 31: Mais, comme je viens de dire . . .

Beisp. Ueb. S. 31 } Cleomens disoit que . . .
Beisp. H. S. 33: }

Es folgen sechs Beispiele, teilweise historisch belegt, teilweise aus der einfachen Ueberlieferung, die alle Beweise sind für die von Montaigne geäußerte obige Ansicht.

Phil. B. S. 33: Fu il vincer sempre mai laudabil causa ... Montaigne gibt ein Zitat aus „Orlando Furioso" (XV, I) gleichsam als Interpretation der Beispiele.

Bd. I, Kap. 16.

De la Punition de la Couardise.

Beisp. Erf. S. 86: J'ouy autrefois tenir à un Prince . . . Das eigene Erlebnis gibt wieder den Anstoß zu abstrakter Ueberlegung.

Phil. B. S. 86: A la vérité . . . Allgemeine Betrachtung über die Problematik der sogenannten Feigheit und die Methoden ihrer Bestrafung.

Beisp. Ueb. S 86 } Et tient-on que cette regle . . . Es folgen
Beisp. H. S. 87: }

drei Beispiele, zwei historische Beispiele und eines aus der Ueberlieferung seiner Väter. Alle behandeln die Feigheit und ihre Bestrafung.

Phil. B. S. 87: Toutes-fois, quand il y auroit . . . Montaigne gibt abschließend seine persönliche Anschauung über die Bestrafung der Feigheit, die gleichzeitig als praktisch anwendbare Regel dienen mag.

Bd. I, Kap. 34.

La fortune se rencontre souvent au train de la raison.

Phil. B. S. 284: L'inconstance du bransle divers . . . Allgemeine Behauptung über die Unbeständigkeit des Geschicks, die in der Zeit oft gehört wird.

Beisp. Ueb. / **Beisp. H.** S. 284/286: Le Duc de Valentinois . . Es folgen 7 Beispiele, teils aus der Historie, teils aus der Ueberlieferung, die alle Beweise sind für die obige abstrakte Behauptung. Montaigne beruft sich durch einzelne eingestreute Bemerkungen immer von neuem auf die „Phil. B.".

Phil. B. S. 286: Et cet ancien . . . Montaigne zitiert einen Vers Menanders, der seine eigene Anschauung wiedergibt: „Der Zufall nämlich ist weiser als wir." Die „Phil. B." beschränkt sich auf diesen einen Satz.

Folgt zusammenfassend nochmals das Schema dieses Aufbaus, also nur die linke Seite der hier gegebenen Beispiele.

Typ A 1.

Bd. I, Kap. 7.

Que l'Intention juge nos actions.

Phil. B. S. 34: La mort, dict-on
Beisp. H. S. 34: J'en sçay
Beisp. H. S. 34: Dernierement en cette tragédie
Phil. B. S. 34: Il semble que la mort
Beisp. H. S. 35: Non plus que le masson

Bd. I, Kap. 20.

Que philosopher c'est apprendre à mourir.

Phil. B. S. 100: Cicero dit que
Beisp. Ueb. S. 103: Nos parlemens
Phil. B. S. 103: Le but de nostre
Selbstch. S. 104: Je nasquis
Phil. B. S. 104: Cependant s'empescher
Beisp. Erf. S. 105: Par le commun train des choses
Beisp. Ueb. und **Beisp. H.** S. 105: Il est plein de raison

Phil. B. S. 106: Ces exemples
Beisp. Ueb. S. 108: Ainsi faisoyent les Egyptiens
Phil. B. S. 108: Il est incertain où la mort
Beisp. Ueb. S. 108: Paulus Aemilius
Phil. B. S. 108: A la vérité
Selbstch. S. 108: Je suis de moy-mesme
Phil. B. S. 109: De vray les hazards
Selbstch. S. 109: Ce que j'ay affaire
Phil. B. S. 110: Il faut estre
Selbstch. S. 111: Et que la mort me treuve
Beisp. Erf. S. 111: J'en vis mourir un
Phil. B. S. 111: Il faut se descharger
Beisp. Ueb. S. 111: Tout ainsi
Selbstch. S. 111: Aussi ay-je pris
Phil. B. S. 112: On me dira que l'effect
Selbstch. S. 112: Je trouve que j'ay
Phil. B. S. 113/20: Le corps, courbe et plié
Beisp. Erf. S. 120: Or j'ay pensé
Phil. B. S. 120: Je croy à la verité

Bd. I, Kap. 36.
De l'usage de se vestir.

Phil. B. S. 290: Où que je vueille
Beisp. Ueb. S. 290: Je devisoy
Phil. B. S. 290: Les gens d'entendement
Beisp. Ueb. S. 291: Car, de ces nations
Beisp. Erf. S. 291: Et puis
9 **Beisp. Ueb.** S. 291/293: Si nous fussions

Bd. I, Kap. 6.
L'heure des Parlemens dangereuse.

Beisp. Erf. S. 31: Toutes-fois je vis
Phil. B. S. 31: Mais, comme je viens de dire
Beisp. Ueb. / **Beisp. H.** } S. 31/33: Cleomenes disoit que
Phil. B. S. 33: Fu il vincer sempre mai laudabil causa

Bd. I, Kap. 16.
De la Punition de la Couardise.

Beisp. Erf. S. 86: J'ouy autrefois tenir à un Prince

Phil. B. S. 86: A la verité

Beisp. Ueb. / **Beisp. H.** } S. 86/87: Et tient-on que cette regle

Phil. B. S. 87: Toutes-fois, quand il y auroit

Bd. I, Kap. 34.

La fortune se rencontre souvent au train de la raison.

Phil. B. S. 87: Toutes-fois, quand il y auroit

Beisp. Ueb. / **Beisp. H.** } S. 284/286: Le Duc de Valentinois

Phil. B. S. 286: Et cet ancien

* *
*

So wie diese sechs Beispiele sind alle Essais der ersten Schaffensperiode komponiert. Der gemeinsame Aufbau der inhaltlich ganz verschiedenen Essais, ist der einfache Wechsel von Konkretem und Abstraktem. Montaigne geht entweder von einem konkreten Beispiel aus, an das er einige „Philosophische Betrachtungen" knüpft, oder er beginnt mit der „Philosophischen Betrachtung", an die sich Beispiele anschließen. Der ganz regelmäßige Wechsel von Beispielen und Betrachtungen wiederholt sich unabhängig von dem Ansatzpunkt, oft mehrere Male in einem Essai. In den Essais dieser Periode wird meist nur ein einheitliches Thema behandelt, das durch immer neue „Beispiele" und „Phil. B." erhellt wird. Die Beispiele entnimmt Montaigne in überwiegender Mehrzahl aus der Historie und Ueberlieferung. Beispiele aus eigener Erfahrung, oder Versuchen, seine eigene Person zu befragen, tauchen nur an wenigen Stellen auf. Auch die „Philosophische Betrachtung" ist selten eine persönliche Ueberlegung. Montaigne führt Sprüche seiner lateinischen Lieblingsschriftsteller in Zitat oder freier Uebersetzung an und irgendwelche in der Zeitliteratur oft wiederholten Moralweisheiten.

Es ergibt sich dieser gesetzmäßige Wechsel von Abstraktem und Konkretem mit gleichmäßiger Betonung beider Elemente. Die wenigen Ausnahmen weichen von diesem Aufbau nicht prinzipiell ab. Als Beispiel solcher Ausnahme haben wir Kapitel 36 angeführt. Montaigne beginnt zwar mit dem Wechsel von Abstraktem und Konkretem. Zum Beweise seiner „Phil B." bringt Montaigne eine Ansammlung merkwürdiger Fälle (die sich inhaltlich von dem eigentlichen Thema entfernen). In Essai 36 und wenigen ähnlichen Essais überwiegt die Ansammlung merkwürdiger Fälle, d. h. das Konkrete. Der gleichmäßig rhythmische Wechsel von Abstraktem und Konkretem tritt nicht nicht so eindeutig hervor, wie in allen übrigen Essais der ersten Schaffensperiode.

Bei einem Vergleich der Anfangsessais ergibt sich, daß sich Montaigne in Aufbau und Inhalt kaum von seinen Zeitgenossen unterscheidet. "Le simple rapprochement du fait et de l'idée lui suffit, comme il suffit à la plupart de ses contemporains"[12]). Aber geht nicht Villey doch zu weit, wenn er meint, daß Montaignes Anfangsessais (beinahe das ganze erste Buch und die ersten Kapitel des zweiten Buches) „aucunement sa marque" tragen?

Montaigne weicht zwar nicht von dem formalen Aufbau ab, den er aus seiner Zeit entnimmt, aber es scheint mir doch, daß schon in manchen dieser Anfangsessais Montaignes gestaltende Kraft zu spüren ist. Die inhaltlich reicheren Kapitel (z. B.: Bd. I. Kap. 14, 20, 38, 39, 42 und Bd. II erste Kapitel u. a.) stellen nicht nur eine Summe der einzelnen Elemente dar. Montaigne assoziert Beispiele und Gedanken, die ganz zusammengehören. Mit beinahe dichterischer Anschmiegsamkeit und überraschender Lebendigkeit vollzieht Montaigne die innere Verbindung von Abstraktem und Konkretem. Sein persönlicher Einsatz gibt demselben Aufbau tieferen Gehalt und neuen Sinn. Durch die Anschaulichkeit seiner plastischen Gestaltungsgabe, die den Vulgarisatoren meist abgeht, schafft Montaigne einen neuen Zusammenhang der üblichen „Beispiele" und „Philosophischen Betrachtungen".

* *
*

Dieser Eindruck mag sehr subjektiv erscheinen, er wird aber gerechtfertigt und bestärkt durch einige persönliche Bemerkungen Montaignes aus dieser Zeit: Die verschiedenartigen Beispiele und die Anhäufung sich widersprechender Urteile wecken in ihm eigene Gedanken. Die Mannigfaltigkeit des Daseins, die er in jedem Essai von neuem darstellt (einfach durch das Nebeneinanderstellen von Beispielen und Betrachtungen) ruft in Montaigne das Verlangen nach irgendeiner allgemeingültigen Wahrheit hervor. Montaignes Betrachtungen bringen zwar keineswegs Erkenntnisse, die über seine Zeit hinausweisen. Fast alle Gedanken, die Montaigne als seine eigenen anführt, sind vor ihm gesagt worden. Aber die Art der Problemstellung und die „Methodik" der Ausführung ist eigentümlich und neu:

> „Je propose des fantasies informes et irresolues, comme font ceux qui publient des questions doubteuses, à debattre aux escoles: n o n p o u r e s t a b l i r l a v e r i t é , m a i s p o u r l a c h e r c h e r . . .[13]). Si philosopher c'est douter, comme ils disent, à plus forte raison n i a i s e r e t f a n t a s t i q u e r , comme je fais, d o i t e s t r e d o u b t e r. Car c'est aux apprentifs à enquerir

[12]) Villey, Sources, T. II. S. 40.
[13]) Bd. I. Kap. 56 S. 403.

et à debatre, et au cathedrant de resoudre. Mon cathedrant, c'est l'authorité de la volonté divine, qui nous reigle sans contredit et qui a son rang au dessus de ces humaines et vaines contestations"[14]).

(Es soll uns hier nicht die oft diskutierte Frage beschäftigen, ob Montaigne ein Gläubiger sei oder nicht. Gerade im Anschluß an das Kapitel 56 „Des Prières", dem das erste Zitat entnommen ist, entstand die Diskussion, die noch heute weitergeht.)

„Je propose des fantaisies informes et irresolues . . . niaiser et fantastiquer, comme je fais . . ." Diese Ausprüche aus dem Zusammenhang des Satzes und des Kapitels gerissen, führten zu der irrigen Annahme, daß Montaigne sein Schreiben als eine Ansammlung planlos hingeworfener Phantasien, zufälliger Nichtigkeiten und zusammenhangloser Einfälle betrachtet hat. Eindeutig ergibt sich aber, daß diese Worte nicht aus einer passiven Geisteshaltung hervorgehen. „Niaiser et fantastiquer" ist impulsive Opposition gegen überkommene philosophische Methoden und alle unlebendigen konstruktiven Systeme. Wenn auch „niaiser et fantastiquer", „des fantaisies informes et irresolues" im Widerspruch stehen mit jeder Vorstellung von System und Methode, so scheint mir doch gerade dies, die für Montaigne eigentümliche Methode zur Erkenntnis zu sein. E i n Mittel um den Zweifel an allem Bestehenden, die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft in Anschauung der göttlichen Allmacht und das Suchen nach Wahrheit ausdrücken zu können. —

> ‚Je veux icy entasser aucunes façons anciennes que j'ay en memoire, les unes de mesme les nostres, les autres differentes, afin qu'ayant en l'imagination cette continuelle variation des choses humaines, nous en ayons le jugement plus esclairy et plus ferme"[15]).

Die Beispiele, die Montaigne nach dem Muster seiner Vorgänger abschreibt und zusammenstellt, belehren nicht nur ihn selbst, sie sollen auch die Urteilskraft von uns allen schulen.

Die äußere Form, die Montaigne wie selbstverständlich aus seiner Zeit entnimmt, wirkt so stark auf ihn, daß sie ihn mit sich fortreißt, und er sie schließlich ganz zu seiner eigenen macht. Der Aufbau weckt nicht nur die „Methodik" seines Philosophierens, sondern er scheint gleichzeitig wie geschaffen, um die eigentümliche spontane Geistigkeit Montaignes aufzufangen.

Im achten Kapitel des ersten Bandes erzählt Montaigne zum ersten Male von sich selbst. Er berichtet von seiner Flucht in die

[14]) Bd. II. Kap. 3 S. 26.

[15]) Bd. I Kap. 49 S. 378.

II.

Zweite Schaffensperiode Montaignes. (A 2)

Einige biographische Notizen mögen zur Einführung für die folgende Periode dienen. Im Jahre 1574 verläßt Montaigne nach zwei Jahren völliger Zurückgezogenheit zum ersten Male seine einsame Bibliothek. Er begibt sich auf das Schlachtfeld von Sainte-Hermine[1]), an den Hof des Königs von Navarra, und unterbricht durch diese und andere kurze Reisen seine Arbeit. Erst als er 1578 von dem in seiner Familie erblichen Steinleiden befallen wird, bleibt er bis 1580 dauernd auf seinem Schloß und arbeitet mit Intensität an seinen Essais. — Von 1578 bis 1580 entstehen wesentliche Kapitel des ersten Buches (Kap. 26 und 31), ferner der Hauptteil des zweiten Buches (s. bes. II, 7, 10, 17, 27).

Um die Wende des Jahres 1574, (von uns A^2 bezeichnet) beginnt allmählich ein neues Element in den Essais vorzuherrschen. In Bd. II Kap. 6 (1574) erzählt Montaigne bis in die letzten Details ein entscheidendes persönliches Erlebnis. Montaigne, geht sogar so weit, nicht bei der Beschreibung der äußeren Tatsachen anzuhalten, sondern seine unbewußten Regungen zu analysieren[2]). In den letzten Essais, die um 1579/80 entstehen, tritt die Ichbeschreibung immer deutlicher hervor.

Es sollen uns hier nicht die Gründe von Montaignes Entwicklung und die allmähliche Wandlung seiner Ideenwelt beschäftigten. Wir sagen was ist, ohne die Bedingtheiten eingehender zu untersuchen.

Wir werden wieder versuchen durch exakte Analysen festzustellen, wie der Aufbau der Essais dieser Periode aussieht, der die eigentümliche aesthetische Qualität der wirkenden Gestalt bestimmt.

* * *

Typ A 2.

Analyse Bd. II. Kap. 6.

De l'Exercitation[3]).

Phil. B.

S. 54: Il est malaisé . . . Montaigne behauptet, daß für unsere Seele Uebung notwendig ist, damit wir zu irgendwelchen Handlungen fähig werden. Für den Tod allein nützt die Uebung nichts.

---

[1]) Sainte-Hermine, in der Nähe von Poitiers. Auf Anweisung des Herzogs von Montpensier reist Montaigne dorthin, um die königliche Armee zu treffen. 1577 wird Montaigne „Gentilhomme de la chambre du roi de Navarre."

[2]) Lanson S. 107 „Voilà bien sans doute la première fois que le subconscient trouve place dans la littérature française."

[3]) Dieses Kapitel ist nach der Fixierung Villeys gegen 1573/74 geschrieben worden.

Beisp. Ueb. S. 55: Il s'est trouvé . . . Montaigne berichtet, daß es im Altertum Männer gegeben haben soll, die den Tod ausprobiert haben. Leider sind sie nicht zurückgekommen, um zu erzählen, wie es war.

Beisp. Ueb. S. 55: Canius Julius . . . Beispiel des Canius Julius, der zum Tode verurteilt wurde. Auf dem Schaffott fragte ihn sein Freund, wie es in dieser letzten Stunde um seine Seele stünde. Canius antwortete, daß er im Augenblick des Todes seine ganze Anstrengung auf die Beobachtung seiner Seelenvorgänge verwenden will.

Phil. B. S. 56: Cettuy cy . . . Montaigne hält es für ein Zeichen größten Mutes beim Nahen des Todes keine Furcht zu empfinden, und die Todesstunde als Belehrung anzusehen.

Montaigne meint, daß man sich auf den Tod vorbereiten kann, ohne ihn direkt auszuprobieren.

Beisp. Erf. S. 57: Mais ceux qui sont . . . Diejenigen z. B., die durch einen Unfall das Bewußtsein verloren haben, nähern sich dem wirklichen Angesicht des Todes.

Phil. B. S. 57: Car, quant à l'instant . . . Der Tod als solcher kann nicht schlimm sein, da der Moment vom Dasein zum Nichtsein kurz ist. Schrecklich ist nur das Nahen des Todes, der Kampf des Lebens mit dem Tode. Auf diese Stunden vor dem Sterben kann man sich vorbereiten.

Vieles erscheint in der Einbildung gefährlicher als es tatsächlich ist.

Selbstch. S. 57: J'ay passé . . . Diesen Satz beweist Montaigne an sich selbst. Er war sein ganzes Leben gesund. In der Vollkraft der Gesundheit hatte er ständig Angst vor der Krankheit. Als er wirklich krank wurde, stellte es sich heraus, daß seine Vorstellung der Krankheit schlimmer war, als die Krankheit selbst.

Montaigne erzählt jetzt sehr ausführlich und anschaulich ein für ihn entscheidendes persönliches Erlebnis. (Wesentliche Punkte seien hier kurz angegeben.)

Sturz vom Pferde, schwere Ohnmacht, er wird von seinen Begleitern für tot gehalten.

Montaigne versucht detailliert wiederzugeben, was er damals beim Erwachen erlebte. Er deutet

das Erwachen aus der Ohnmacht als ein Zwischenstadium zwischen Leben und Tod. Montaigne schildert seine Gefühle, seine seelischen Regungen, seine halb unbewußten Vorstellungen und ersten Eindrücke.

Phil. B. S. 60: Je croy que . . . Er glaubt, daß das Erwachen aus der Ohnmacht dem Uebergang vom Leben zum wirklichen Tode ähnlich sei. Für ihn waren die Stunden der Ohnmacht angenehm. Er schließt daraus, seine Analogie weiter verfolgend, daß auch das Nahen des Todes nichts Furchtbares bedeuten kann. Alles Klagen über den Tod ist deshalb sinnlos.

Montaigne nimmt an, daß die Todesseufzer nur Reflexe sind, daß in Wirklichkeit der Körper schon erstarrt und die Seele eingeschlafen sei. Wenn das „jugement" beim Sterbenden nicht mehr existiert, so vermag er seinen Zustand gar nicht zu beurteilen, er ist deshalb nicht zu beklagen.

Beisp. Ueb. S. 61: Les Poetes ont feint . . . Montaigne gibt ein Beispiel aus der literarischen Tradition. Er erzählt von den Dichtern, die sich vorstellen, daß die Götter den schon halb Entschlafenen von dem Rest seines Lebens befreien. (Er zitiert einen Vers Virgils.)

Phil. B. S. 61: Et les voix . . . Wenn auch der Sterbende sich noch bewegt oder abgerissene Antworten von sich gibt, so ist das gar kein Zeichen, daß er noch bei Bewußtsein ist.

Beisp. Erf. S. 61: Il nous advient . . . Als Vergleich mit dem Tode führt Montaigne das Nahen des Schlafes an.

Selbstch. S. 61: Or, à present . . . Montaigne glaubt, den Tod durch den Zufall seiner Ohnmacht zu kennen, und er nimmt an, daß er ihn erst jetzt richtig zu beurteilen vermag. — In der Ohnmacht hat er versucht seinen Wams zu öffnen.

Phil. B. S. 62: Car il y a . . . Das Beispiel seiner eigenen Bewegung in der Bewußtlosigkeit zeigt, daß es viele Bewegungen gibt, die ohne unser Zutun entstehen.

Beisp. Erf. S. 62: Ceux qui tombent . . . Beweis: Die natürlichen, ganz unwillkürlichen Reaktionen der Menschen beim Hinfallen.

Selbstch. S. 62: J'avoy mon estomac . . . Beweis: Seine eigenen Bewegungen in der Ohnmacht, auf die er nochmals zurückkommt.

Beisp. Erf. S. 62: Il y a plusieurs animaux . . . Beweis: Die Reflexbewegungen von Menschen und Tieren.

Phil. B. S. 62: Chacun sçait . . . Die Erfahrung lehrt, daß es Bewegungen gibt, die willenlos entstehen. Um diese Bewegungen ganz zu unseren eigenen zu machen, muß der Wille des Menschen an ihrem Zustandekommen beteiligt sein.

Selbstch. S. 62/64: Comme j'approchai . . . Montaigne war durch seinen Pferdesturz körperlich völlig leblos. Die Anweisungen, die er dennoch gab, beweisen das Wachsein seiner Seele. Bewußtsein und Urteil waren noch ohnmächtig, und dennoch vermochte er aus irgendwelchen unbekannten Seelentiefen Anweisungen zu geben.

Montaigne gibt dann nochmals eine feine Analyse des „Erwachens" und all seiner Gedanken und Gefühle.

Phil. B. S. 64: Ce conte . . . Aus der langen Erzählung seines Pferdesturzes glaubt Montaigne, nur für sich selbst eine Lehre ziehen zu können.

Denn, was er in seinen Versuchen geben will, ist keine Wissenschaft, sondern Selbstcharakteristik. Nicht die Lehre eines Anderen, sondern ganz seine eigene.

Analyse Bd. II, Kap. 17.
De la Praesumption.

Phil. B. S. 409: Il y a une autre sorte . . . Definition des Begriffs „Praesumption": Unbesonnene Leidenschaft zum eigenen Ich, durch die wir uns selbst anders erscheinen als wir wirklich sind.

Das „jugement" darf uns niemals verlassen. Jeder Mensch soll kraft seines „jugement", ebenso wie in allen anderen Erscheinungen, die Wahrheit im eigenen Selbst suchen. Der Mensch soll sich keineswegs durch Aeußerlichkeiten abbringen lassen, überall nach der wahren Substanz der Dinge zu forschen. Unabhängig von den „Gesetzen der Zeremonie" soll sich jeder Mensch so wahr und so echt wie möglich zeigen.

Wer in öffentlicher Stellung ist, vermag sich durch seine Handlungen zu offenbaren. Andere

müssen schriftlich von sich berichten. Nach dem Beispiel des

Beisp. H. S. 410: à l'exemple de Lucilius . . . Lucilius, der all seine Geheimnisse, alle Schwankungen seines Ichs seinen Schriften anvertraut hat. (Folgt Zitat Horaz Sat. II. I. 30.)

Selbstch. S. 410: Il me souvient donc . . . Montaigne berichtet von eigenen körperlichen Eigentümlichkeiten, die ihm seit frühester Kindheit anhaften, die vielleicht auf dummen Selbststolz schließen lassen.

Phil. B. S. 410: J'en veux dire . . . Solche angeborenen „schlechten Gewohnheiten" sind, so weit sie unbewußte natürliche Veranlagung sind, nicht als „schlecht und gefährlich" zu betrachten.

Beisp. Ueb. S. 410: C'estoit une certaine affetterie . . . Folgen vier Beispiele über körperliche Eigenheiten, die sich wie Ziereien auswirken. (Alexander, Alcibiades, Caesar, Cicero.)

Phil. B. S. 411: Tels mouvemens . . . (Folgerung aus diesen Beispielen und aus der Selbstch.). Solche körperlichen Eigentümlichkeiten können unbewußt entstehen, sie können aber auch künstlich hervorgerufen werden.

Beisp. H. S 411: La morgue de Constantius . . . Beispiel der dünkelhaften starren Haltung des Kaisers Konstantin, die er mit Absicht anzunehmen pflegte, wenn er sich dem Volke zeigte.

Selbstch. S. 411: Je ne sçay . . . Montaigne überlegt, ob seine persönlichen Eigentümlichkeiten unbewußt entstehen oder aus bewußtem Hang zum Eigendünkel künstlich erzeugt werden. Um sich Klarheit zu verschaffen, will er seine seelischen Schwankungen aufzeichnen. (Montaigne führt seine Vornahme vorläufig noch nicht aus, sondern berichtet von seiner Stellung zur Philosophie.)

Phil. B. S. 411/413: Il y a deux parties . . . Montaigne fühlt sich von d e n Ansichten der Antike am stärksten angezogen, die den menschlichen Stolz und Eigendünkel bekämpfen. Er hält die zu gute Meinung des Menschen von sich selbst, die Behauptung der eigenen Weltanschauung als allein gültig, für das gefährlichste, was es auf der Welt gibt. Montaigne weiß aus eigenem Studium

(die abstrakte Betrachtung wird an dieser Stelle sehr konkret) um die unglaubliche Fülle und Realitivität aller möglichen Anschauungen. Die Menschen im allgemeinen können sich noch nicht einmal Klarheit über ihr eigenes Ich verschaffen, wieviel unmöglicher ist die Erkenntnis der außer ihnen liegenden Dinge. Aber die Neugierde, die Dinge zu erkennen, plagt die Menschen von Anbeginn der Welt.

Selbstch. S. 413: Mais, pour venir à mon particulier . . . Montaigne betrachtet wieder sich selbst und fragt sich, wie es denn in Wirklichkeit um seinen Eigendünkel steht. Er hält im allgemeinen nicht viel von sich. (Dieses allgemeine Urteil, das er sich selbst ausstellt, wird nun im einzelnen untersucht.) Folgt sehr detaillierte Selbstanalyse:

Es seien hier nur wesentlich Dispositionspunkte ausgewählt: a) über die Eigenart seines Geistes, b) über seinen Geschmach, c) Ansicht über Dichtung, d) Selbstkritik seiner Essais, e) Methode der Arbeit, f) Gedanken über die Form seiner Essais, g) Kritik antiker Schriftsteller, h) Selbstkritik der Essais im Vergleich mit der Schönheit antiker Dichtung, i) Prinzipielles über Kunst, k) Selbstkritik der Essais.

Phil. B. S. 418: Le mouvement . . . Alle Einzelheiten der Bewegung und des Ausdrucks bringen den Gesamteindruck der Rede zustande.

Beisp. H. S. 418: Messala se pleint . . . Ein Beispiel aus Tacitus zeigt, daß äußere Kleinigkeiten, wie die enge modische Kleidung auf den Redner wirken und die Kraft der Rede abschwächen.

Selbstch. S. 418: Mon langage françois . . . Das Beispiel der Redekunst führt ihn zu einer Betrachtung seiner eigenen Sprache.

Phil. B. S. 419: La beauté . . . (Die Schönheit der Sprache regt ihn zu einer Betrachtung der Schönheit überhaupt an.) Trotz des Zusammenhangs von Körper und Seele, Ueberbetonung der körperlichen Schönheit.

Der Beginn des Vorranges innerhalb der menschlichen Gesellschaft, (Klassenbildung) scheint für Montaigne auf der körperlichen Schönheit zu beruhen.

Selbstch. S. 420: Or je suis . . . Beschreibung seines eigenen Aeußern.

Beisp. Ueb. S. 421: Les Aethiopes . . . Die Aethioper und die Inder wählten ihre Könige und höchsten Beamten gemäß ihrer Größe und Schönheit.

Beisp. Erf. S. 421: C'est un grand despit . . . Montaigne erzählt wie verdrießlich es ist, wenn der Herr sich durch sein Aeußeres nicht von seinen Leuten unterscheidet.

Beisp. Ueb. S. 421: Comme il advint au pauvre Philopoemen . . Beispiel eines Edlen, der wegen seines unvorteilhaften Aeußeren zum Küchendienst benutzt wurde.

Phil. B. S. 422: Les autres beautez . . . Die weibliche Schönheit mag in den einzelnen Zügen des Gesichts liegen. Die Schönheit des Mannes beruht nur auf dem Bau seines Körpers.

Selbstch. S. 422/28: J'ay au demeurant . . . Die obige Feststellung führt Montaigne dazu, seine eigene kleine und häßliche Gestalt weiter zu beschreiben. Aber Montaigne bleibt nicht an reinen Aeußerlichkeiten haften, sondern er beginnt eine detaillierte Charakteristik.

Selbstanalyse: (Es seien wieder die wesentlichen Punkte angegeben)

a) Er sagt ganz allgemein von sich: „Je m'eschape tous les jours et me desrobe à moi . . .“ b) Lebensbeschreibung. c) Zusammenfassung seiner durch Vererbung und Erziehung bedingten Eigenschaften. d) Versuch einer Analyse seines innersten Wesens. e) Detaillierte Beschreibung seiner Kindheit. Er zeigt nochmals, wie seine Erziehung gewisse Charakteranlagen unterstrichen und geformt hat. f) Er erzählt, daß seine natürliche Veranlagung eine ganz bestimmte Lebensregel in ihm reifen läßt: Alles ruhig hinzunehmen, wie die Natur es gibt, so wie es gerade kommt.

Montaigne erklärt, daß der Ehrgeiz durch übermäßige Anspannung der natürlichen Kräfte, seiner persönlichen Grundhaltung ganz zuwider ist. Er will nur das tun, was seiner Veranlagung wirklich entspricht.

Beisp. Ueb. S. 428: et me souvenant . . . Montaigne gibt zur Unterstreichung seiner Anschauung ein lustiges

Beispiel, welches die Ansicht des Kanzlers Olivier über den Ehrgeiz illustriert.

Selbstch. S. 428: Les qualitez . . . Beschreibung seiner guten Eigenschaften und ihrer Wertung in seiner Zeit.

Phil. B. S. 428: Il fait bon naistre . . . Ablehnung der Zeittendenzen.

Selbstch. S. 429: Par cette proportion . . . Montaigne will lieber auf der Stelle tot sein, als sich der Lügenhaftigkeit seiner Zeit unterwerfen.

Phil. B. S. 429/430: Car, quant à cette nouvelle vertu de faintise . . . Die Mode der Lüge ist für Montaigne das ekelhafteste und verwerflichste auf dieser Erde. Anständige Menschen werden niemals diese Mode mitmachen, sie werden sich nie die Maske der Lüge aufsetzen und sich immer ganz wahr und echt geben. Folgen einzelne praktische Anweisungen über den Gebrauch der Wahrheit.

Selbstch. S. 432: Or, de moy . . . Was Montaigne selbst betrifft, so will er lieber aufdringlich erscheinen, als zum Schmeichler oder Lügner werden.

Phil. B. S. 432: C'est un outil . . . Das Zustandekommen von Urteilen über sich selbst und über andere führt ihn zu einer Betrachtung eines wesentlichen Werkzeuges der Beurteilung: G e d ä c h t n i s u n d E r i n n e r u n g.

Selbstch. S. 432: Elle me manque . . . Montaigne hat überhaupt kein Gedächtnis. Bericht über Schwierigkeiten, die ihm wegen seines mangelnden Gedächtnisses erwachsen. Montaigne macht die Erfahrung, daß er durch bewußte Anspannung seiner Gedächtniskraft nur noch mehr vergißt. In allen anderen Bereichen seines Ich entdeckt Montaigne dieselbe Erscheinung: Jeder Zwang, jede übermäßige Anstrengung seiner natürlichen Anlagen führt immer zu entgegengesetztem Ergebnis.

Phil. B. S. 433: Cet effaict . . . Die gegenteilige Wirkung des unnatürlichen Zwanges, die Montaigne an sich selbst erfahren hat, scheint ihm allgemeine Gültigkeit zu haben.

Beisp. Ueb. S. 433: On offroit . . . Folgt zum Beweis der Gültigkeit seiner persönlichen Erfahrung das Beispiel eines Bogenschützen.

Phil. B. S. 434: Un homme . . . Zusammenfassend meint Montaigne: Was aus Natur und Zufallen entsteht, kann man nicht durch intensivstes Wollen erreichen.

Selbstch. S. 434: Ma librerie . . . Montaigne, der anfangs einen allgemeinen Bericht über sein schlechtes Gedächtnis gegeben hat, beginnt ihn durch detaillierte Züge zu erhellen. Folgen einzelne Beweise seines mangelnden Gedächtnisses. — Dann berichtet er von seinen anderen „schlechten Eigenschaften": „Outre le deffaut de la memoire, j'en ay d'autres qui aydent beaucoup à mon ignorance."

a) Sein „esprit" ist sehr träge. b) Sein Begriffsvermögen ist langsam, aber das, was er einmal wirklich in sich aufgenommen hat, das behält er für immer. c) Sa „veue" ist „saine et entiere", aber er kann niemals lange hintereinander arbeiten oder lesen.

Beisp. Ueb. S. 436: Le jeune Pline . . . Beispiel: Der junge Plinius, der diese Art der Arbeit für richtig halten würde.

Phil. B. S. 436: Il n'est point ame . . . Montaigne meint, daß jeder Mensch, er mag noch so minderwertig sein, doch irgendwelche Qualitäten hat. Aber die wirklich „belles ames" sind jene universellen Menschen, die für alles offen und zu allem bereit sind.

Selbstch. S. 436: Ce que je dy pour accuser . . . Diese Betrachtung hat Montaigne ausgesponnen, um nun wieder seine persönlichen Eigenschaften ausbreiten zu können.

Er stellt zuerst die allgemeine Behauptung auf, daß er im Gegensatz zu den universellen Menschen einseitig und ungebildet sei. Diese Behauptung wird durch einzelne Beispiele bewiesen: Er ist zwar auf dem Lande aufgewachsen, er hat aber keine Ahnung von Landwirtschaft, Haushaltführung und Berechnung. Vor einem Monat wußte er noch nicht einmal, wie Brot zubereitet wird.

Beisp. H. S. 437: On conjectura anciennement . . . In Athen schloß man früher von bestimmten praktischen Fähigkeiten auf mathematische Begabung.

Selbstch. S. 437: Vrayement . . . Montaigne besitzt auch nicht die geringste praktische Fähigkeit.

Phil. B. S. 437: Par ces traits . . . Folgt allgemeine Betrachtung über die Selbstcharakteristik. Der Zweck der Selbstcharakteristik ist, so erkannt zu werden, wie man wirklich ist. Was Montaigne hier bringt, das sind „essais de son jugement". So darf er ruhig alle Schwächen und Dummheiten erzählen, denn es kommt ihm nur darauf an, daß e r sie als solche erkennt.

Beisp. Erf. S. 438: Je vis un jour . . . Montaigne berichtet von einem gemalten Selbstportrait, das er kürzlich gesehen hat.

Phil. B. S. 438: Pourquoy . . . Ebenso wie man sich mit dem Pinsel darstellen kann, hat auch jeder das Recht, sein Portrait mit der Feder zu zeichnen. Aber die „cicatrice" die schlecht darzustellen ist, das ist gerade die Unentschiedenheit, die Mannigfaltigkeit der Welt. Montaigne meint, daß er selbst in zweifelhaften Unternehmungen, nur schwer Partei zu nehmen vermag. Denn die menschlichen Dinge zeigen sich uns in ganz verschiedenen Erscheinungen.

Selbstch. S. 439: De quelque costé . . . (Die allgemeine Betrachtung wird jetzt zur direkten Befragung des eigenen Ich.) Wenn auch Montaigne zur Annahme e i n e r Erscheinung oder Anschauung mehr hinneigt, so bleibt ihm darüber hinaus der Zweifel und die letzte Freiheit seiner Wahl. Aber oft gibt er sich ohne intellektuelle Entscheidungen dem Zufall hin. Die Unsicherheit seines Urteils ist noch s o groß, daß sich Montaigne manchmal einfach dem Schicksal unterwirft.

Beisp. H. S. 439: et remarque avec . . . Montaigne bemerkt, daß die biblische Geschichte selbst die Determination fragwürdiger Dinge dem Zufall oder Schicksal überläßt.

Phil. B. S. 440: Notamment aux affaires politiques . . . In der Politik besonders zeigt sich Vielfalt, Schwanken und Unsicherheit.

Beisp. H. S. 440: Les discours de Macchiavel . . . Bei Macchiavelli z. B. gibt es auf jedes Argument eine Unzahl verschiedener Antworten.

Beisp. Erf. S. 440: Un sçavant personnage . . . Montaigne weiß von einem Gelehrten seiner Zeit, der auch zeigt, wie sinnlos n u r allgemeine Behauptungen sind.

Phil. B. S. 440: J'en pense . . . In der Politik kann man jeden noch so entgegengesetzten Beweis durchführen. Die Behandlung der Politik führt Montaigne zu einer speziellen Betrachtung des Staates, in dem er lebt und seiner aktuellen politischen Zustände. Er formuliert schließlich allgemeine Prinzipien konservativer Politik.

Selbstch. S. 441: Somme, pour revenir à moy . . . Nachdem Montaigne diese allgemeinen Kritiken durchgeführt hat, kommt er wieder zur Kritik seines eigenen Urteilsvermögens zurück.

Phil. B. S. 442: Il ne fut jamais . . . Betrachtung des Urteilsvermögens überhaupt.

Selbstch. S. 443 Je pense avoir . . . Montaigne übt seine Urteilskraft an der Kritik seiner eigenen Anschauung. Denn die Aufgabe seines Lebens besteht in dauernder Selbstanalyse. So erlangt Montaigne die Fähigkeit „de trier le vray, quelle qu'elle soit en moy". Montaigne hält seine Ideen für angeboren.

(Nach diesen Umwegen nimmt Montaigne sein Thema wieder auf. Er hatte sein „jugement" analysiert und dargestellt wie er sich selbst beurteilt.)

Jetzt vermag er zu schließen, ob er der „Praesumption" anzuklagen sei oder nicht. Was die Einbildung betrifft, spricht er sich nach allem was er dargelegt hat, davon frei. Was dagegen die Einschätzung Anderer angeht, so ist es kein Zeichen von Eigendünkel, daß er die anderen Menschen als sehr mittelmäßig betrachtet. Montaigne hält das ganze Zeitalter, in dem er lebt, für besonders mittelmäßig. Es gibt keine großen Persönlichkeiten, so wie in der Antike.

Beisp. Erf. S. 445: C'estoit Estienne de la Boitie . . . Der einzige Mensch seiner Zeit, der antike Vollkommenheit erreicht hatte, war sein Freund Estienne de la Boëtie. Folgt Lob auf die Persönlichkeit seines Freundes.

Phil. B. S. 445/46: Mais je ne sçay . . . Montaigne bezeichnet seine Zeit, insbesondere die Literatur als unpersönlich, gehaltlos, als reines Plagiat der Antike.

Die Gründe dieser Fehler scheinen ihm an der Erziehung zu liegen. Ziel der Erziehung seiner Zeit ist es nämlich nicht, den Geist zu weiten, sondern sie genügt sich in rein oberflächlichem Auswendiglernen. Beispiel: Man lernt zwar das Wort „vertu" deklinieren, aber nicht es lieben. Gute Erziehung dagegen ändert Urteil und Sitten.

Beisp. H. S. 447: Comme il advint à Polemon . . . Das zeigt das Beispiel eines jungen liederlichen Griechen, der nach dem Unterricht des Xenocrate seine ehemaligen Lebensgewohnheiten gänzlich umwandelt.

Beisp. Erf. S. 447: Les plus notables hommes . . . Aufzählung einzelner in Politik und Dichtung ausgezeichneter Männer.

Phil. B. S. 449: Les autres vertus . . . Montaigne schließt seinen Essai, der von einer schlechten Eigenschaft ausging mit einer Betrachtung über all das, was er an ausgezeichneten Eigenschaften kennen gelernt hat.

Analyse Bd. II, Kap. 18.
Du démentir.

Phil. B. S. 450: Voire mais on . . . Montaigne gibt einleitend allgemeine Gründe an, wieso sich ein ganz gewöhnlicher mittelmäßiger Mensch zum Gegenstand eines Buches machen kann.

Beisp. H. S. 450: Caesar et Xenophon . . . „Große Leute", wie z. B. Caesar und Xenophon, haben ein Grund ihre Taten für die Nachwelt festzuhalten.

Selbstch. S. 450/451: Cette remontrance . . . Aber Montaigne meint, daß dieses Beispiel ihn gar nicht berührt, weil sein Buch nicht für die ganze Menschheit bestimmt ist. Er schreibt nur für seine nächsten Freunde, Verwandten und Nachkommen.

Phil. B. S. 454: Mais, à qui . . . Montaigne fragt sich, wem er eigentlich die Wahrheit von sich berichten soll, in einer Zeit, die so an Lüge gewohnt ist. Es folgt eine Untersuchung über die Lüge. Montaigne ist der Ansicht, daß die menschliche Gemeinschaft auf gegenseitiger Wahrheit und Offenheit basiert. Der Zentralpunkt jeder Moral muß das Streben nach absoluter Wahrhaftigkeit sein.

Er macht es sich zur Aufgabe, seine Worte abzumessen und immer so wahr zu sprechen, wie menschenmöglich.

Beisp. H. S. 455: Ce bon compaignon de Grece . . . Schon der Grieche Lysander erzählt, daß die Kinder sich mit Knöchelspielen amüsieren, die Erwachsenen aber mit Worten.

Phil. B. S. 455: Quant aux divers usages . . . Was die verschiedenen Arten des Lügens angeht, so will Montaigne ein andermal davon berichten; jetzt versucht er zu finden, wann die Menschen begonnen haben, ihre ganze Ehre in die Wahrheit ihrer Worte zu legen.

Beisp. H. S. 455: Car il est aisé . . . Das Beispiel der Römer und Griechen beweist, daß die Lüge den Menschen n i c h t angeboren ist.

Phil. B. S. 456: Nous voyons la liberté . . . Abschließend eine allgemeine Bemerkung über die Bedeutung der Lüge im politischen Leben.

Folgt zusammenfassend nochmals das Schema dieses Aufbaus, wie in Teil A 1, also nur die linke Seite der hier gegebenen Beispiele.

Typ A 2.

Bd. II, Kap. 6.

De l'Exercitation.

Phil. B. S. 54: Il est malaisé

Beisp. Ueb. S. 55: Il s'est trouvé

Beisp. Ueb. S. 55: Canius Julius

Phil. B. S. 56: Cettuy cy

Beisp. Erf. S. 57: Mais ceux qui sont

Phil. B. S 57: Car, quant à l'instant

Selbstch. S. 57: J'ay passé

Phil. B. S. 60: Je croy que

Beisp. Ueb. S. 61: Les Poetes ont feint

Phil. B. S. 61: Et lex voix

Beisp. Erf. S. 61: Il nous advient

Selbstch. S. 61: Or, à present

Phil. B. S. 62: Car il y a

Beisp. Erf. S. 62: Ceux qui tombent

Selbstch. S. 62: J'avoy mon estomac

Beisp. Erf. S. 62: Il y a plusieurs animaux

Phil. B. S. 62: Chacun sçait
Selbstch. S. 62/64: Comme j'approchai
Phil. B. S. 64: Ce conte

Bd. II, Kap. 17.
De la Praesumption.

Phil. B. S. 409: Il y a une autre sorte
Beisp. H. S. 410: A l'exemple de Lucilius
Selbstch. S. 410: Il me souvient donc
Phil. B. S. 410: J'en veux dire
Beisp. Ueb. S. 410: C'estoit une certaine affetterie
Phil. B. S. 411: Tels mouvemens
Beisp. H. S. 411: La morgue de Constantius
Selbstch. S. 411: Je ne sçay
Phil. B. S. 411/13: Il y a deux parties
Selbstch. S. 413/18: Mais, pour venir à mon particulier
Phil. B. S. 418: Le mouvement
Beisp. H. S. 418 Messala se pleint
Selbstch. S. 418: Mon langage françois
Phil. B. S. 419: La beauté
Selbstch. S. 420: Or je suis
Beisp. Ueb. S. 421: Les Aethiopes
Beisp. Erf. S. 421: C'est un grand despit
Beisp. Ueb. S. 421: Comme il advint au pauvre Philopoemen
Phil. B. S. 422: Les autres beautez
Selbstch. S. 422/28: J'ay au demeurant
Beisp. Ueb. S. 428: Et me souvenant
Selbstch. S. 428: Les qualitez
Phil. B. S. 428: Il fait bon naistre
Selbstch. S. 429: Par cette proportion
Phil. B. S. 429/30: Car, quant à cette nouvelle vertu de faintise
Selbstch. S. 432: Or, de moy
Phil. B. S. 432: C'est un outil
Selbstch. S. 432: Elle me manque
Phil. B. S. 433: Cet effaict
Beisp. Ueb. S. 433: On offroit
Phil. B. S. 434: Un homme
Selbstch. S. 434: Ma librerie
Beisp. Ueb. S. 436: Le jeune Pline

Phil. B.		S. 436: Il n'est point ame
	Selbstch.	S. 436: Ce que je dy pour accuser
	Beisp. H.	S. 437: On conjectura anciennement
	Selbstch.	S. 437: Vrayement
Phil. B.		S. 437: Par ces traits
	Beisp. Erf.	S. 438: Je vis un jour
Phil. B.		S. 438: Pourquoy
	Selbstch.	S. 439: De quelque costé
	Beisp. H.	S. 439: Et remarque avec
Phil. B.		S. 440: Notamment aux affaires politiques
	Beisp. H.	S. 440: Les discours de Macchiavel
	Beisp. Erf.	S. 440: Un sçavant personnage
Phil. B.		S. 440: J'en pense
	Selbstch.	S. 441: Somme, pour revenir à moy
Phil. B.		S. 442: Il ne fut jamais
	Selbstch.	S. 443: Je pense avoir
	Beisp. Erf.	S. 445: C'estoit Estienne de la Boitie
Phil. B.		S. 445/46: Mais je ne sçay
	Beisp. H.	S. 447: Comme il advint à Polemon
	Beisp. Erf.	S. 447: Les plus notables hommes
Phil. B.		S. 449: Les autres vertus

Bd. II, Kap. 18.
Du démentir.

Phil. B.		S. 450: Voire mais on
	Beisp. H.	S. 450: Caesar et Xenophon
	Selbstch.	S. 450/51: Cette remontrance
Phil. B.		S. 454: Mais, à qui
	Beisp. H.	S. 455: Ce bon compaignon de Grece
Phil. B.		S. 455: Quant aux divers usages
	Beisp. H.	S. 455: Car il est aisé
Phil. B.		S. 456: Nous voyons la liberté

* *
*

Die Analyse dieser inhaltlich ganz verschiedenen Essais zeigt folgendes Ergebnis: Wir lesen einen Wechsel zwischen „Beispiel" — „Selbstcharakteristik" und „Philosophischer Betrachtung" ab. Setzt man in das Schema der Analyse anstatt „Selbstcharakteristik" wieder „Beispiel" ein, so ergibt sich derselbe Wechsel wie in den Essais der ersten Periode. Das Besondere, das Beispiel für die abstrakte Ueberlegung ist in dieser

Zeit die „Selbstcharakteristik". Montaigne greift die Beispiele jetzt seltener aus seinen Büchern. Seine persönliche Erfahrung, sein Denken, sein Erleben, wird Gegenstand der Essais. So nimmt Montaigne sein eigenes Ich als Beispiel und macht sich selbst zum Experiment.

Die Regelmäßigkeit dieses ständig wiederkehrenden Wechsels zwischen Allgemeinem und Besonderem — Abstraktem und Konkretem — „Philosophischer Betrachtung" und „Beispiel" („Selbstcharakteristik") erscheint gleichsam als rhythmischer Ablauf. — Durch diese tatsächlich allen Essais immanente Gesetzmäßigkeit offenbart Montaigne, wie ich glaube, seine künstlerische Schöpferkraft: Einheit und inneres Maß in der unendlichen Fülle der Erscheinungen.

Abgesehen von Kapitel 6 zeigt z. B. Analyse Kap. 17, wie alle scheinbaren Umwege, „Beispiele" oder „Philosophische Betrachtungen", nur seine eigene Haltung beleuchten. Die eigene Erfahrung gibt den Anstoß zu einer neuen Betrachtung und die allgemeine Behauptung scheint ihn beinahe nur zu interessieren, um sein Ich von neuem befragen zu können.

Die Problemgebiete, die Montaigne anschneidet sind nicht so abwegig, wie sie zuerst erscheinen mögen. Thema Kap. 17: „Eigendünkel". Montaigne springt über auf Redekunst, Ehrgeiz, Lügenhaftigkeit, Erinnerung, Politik, Urteilsvermögen, menschliche Qualitäten. Diese scheinbar zusammenhanglosen Probleme sind verbunden durch die sogenannte „Selbstcharakteristik". Eine Gedankenassoziation folgt der anderen und ergibt sich mit Konsequenz. Ganz regelmäßig kehrt Montaigne von anderen Beispielen und Philosophischen Betrachtungen immer wieder zum Ich zurück. — In der „Selbstcharakteristik" als solcher verfährt Montaigne manchmal sogar mit derselben Methodik. Er geht auch hier oft von irgendeiner allgemeinn Behauptung, einer Kritik über sich selbst aus, die er dann durch Einzelbefragung zu belegen sucht.

In dem kurzen Kap. 18 konzentrieren sich ganz offensichtlich und einheitlich Beispiele und Betrachtungen, um Montaignes persönliches Streben nach Wahrheit zu beleuchten. Der rhythmische Ablauf: „Selbstcharakteristik" — „Beispiele" — „Selbstcharakteristik" — „Philosophische Betrachtungen" — „Beispiele" tritt wieder hervor.

Allerdings ist die Scheidung zwischen Besonderem und Allgemeinnem in dieser Periode weniger eindeutig als es das Schema angibt. An einzelnen Stellen gehen „Selbstch." und „Phil. B." in einander über. So z. B. auf S.439: Die „Phil. B." wird so persönlich, daß wir sie als „Selbstch." bezeichnet haben. Auf S. 443 ist die „Selbstch." verständlich gemacht durch allgemeine Vergleiche. Die „Phil. B." S. 450 ist so stark persönlich und konkret, daß wir sie auch als „Selbstch." be-

zeichnen könnten. Trotz des stärkeren Zusammenhangs besteht derselbe Wechsel von Abstraktem und Konkretem.

Wir haben es absichtlich unterlassen, eine detaillierte Analyse der Apologie des „Raimond Sebond" zu geben. Dieser — „Essai" umfaßt in der Ausgabe von Villey allein 225 Seiten, also beinahe so viel wie die übrigen Essais in ihrer Gesamtheit. — Die Gedanken, die Montaigne im wesentlichen hier ausführt, werden uns später beschäftigen. An dieser Stelle wollen wir nur den Aufbau der Apologie betrachten. Villey gibt einen Plan (Bd. II. S. 145/146), aus dem die logische Gliederung des ganzen Kapitels hervorgeht. Innerhalb der einzelnen Abschnitte läßt sich dasselbe Aufbauprinzip herauslösen. Im Anfang der Apologie liegt das Hauptgewicht auf der „Selbstcharakteristik". Montaigne erzählt durch welche Umstände er dazu veranlaßt wurde, die Apologie des Raimond Schond zu schreiben, und er berichtet von seiner inneren Haltung zu dieser Aufgabe. „Beispiele" und „Phil. B." dienen zur Untermalung der „Selbstch." Im Verlauf der Apologie tritt allerdings die „Selbstch." als solche zurück. Die „Phil. B.", in die sich Montaigne ganz vertieft, beginnt an vielen Stellen zu überwiegen. In der „Phil. B." gibt Montaigne aber fast ausschließlich seine ganz persönlichen Ideen. Niemals abstrakte Darlegung eines philosophischen Systems, sondern starke Konkretisierung des Abstrakten und Ablösung der „Phil. B." durch eindeutige „Beispiele" und „Selbstcharakteristiken".

Diese Abfolge von „Beispielen" und „Philosophischen Betrachtungen" ist, wie wir oben gezeigt haben, eine durchgehende Tendenz der populären Zeitliteratur. Durch das Aufgreifen der zeitlichen Gegebenheiten gewinnen die Essais an Aktualität. Den verschiedenen Modellen der Zeit, denen derselbe Aufbau eigentümlich ist, hat erst Montaigne durch seine Essais neue aesthetische Qualität zu geben gewußt. Montaigne gestaltet auf seine Art die Tendenzen der Zeit und gibt ihnen durch das Element seines Ich neuen Sinn.

* *
*

Wir wollen versuchen, die Wandlung von Montaignes Lebens- und Kunstanschauung kennen zu lernen, um die Originalität Montaignes und die Bedeutung dieses eben analysierten Aufbaus zu erfassen.

Erst in dieser zweiten Periode erwachsen Montaignes beste Möglichkeiten. Beim Schreiben beginnt er sich allmählich der Existenz seines Ich bewußt zu werden. „C'est peut-être seulement dans les tout derniers essais de cette période que le Moi occupe hardiment le devant de la scène. — La grande originalité du genre nouveau des „Essais",

tel qu'il se constitue autour de 1579, c'est la peinture de Montaigne faite par lui-même"[4]).

Montaigne zieht sich nicht nur in seiner äußeren Lebensführung auf die Einsamkeit seines Schlosses zurück, sein ganzes Sein entspricht dem Bedürfnis, sich ganz in sich selbst zu vergraben.

Montaigne paßt sich aus tieferem Wissen den Bedingungen und Forderungen von Staat und Kirche an. Es gibt für ihn kein anderes Mittel, sich von der Welt zu befreien, als sich ihre Normen zu unterwerfen. In Wirklichkeit weist er alle Maßstäbe der bestehenden Gesellschaft von sich. In der Fülle seiner inneren Regungen sucht Montaigne eigene und neue Maßstäbe.

Mit immer neuem Staunen vertieft er sich in sein Ich, das sich ihm mit werdender Reife immer stärker erschließt. Montaigne beurteilt und richtet sich selbst in seinem Werk. Aus seinem eigenen Zentrum versucht er zu einer Deutung der Welt zu gelangen. Er will aber nicht seine eigenen, ganz persönlichen Urteile und Erkenntnisse einer widerstrebenden Welt aufoktroieren. Es drängt ihn nur in dieser Periode seine eigene Form zu finden und zu gestalten.

> „Ce n'est pas ici ma doctrine, c'est mon estude; et c'est pas la leçon d'autruy, c'est la mienne" . . . „Il y a plusieurs années que je n'ay que moy pour visée à mes pensées, que je ne contrerolle et estudie que moy; et, si j'estudie autre chose, c'est pour soudain le coucher sur moy, ou en moy, pour mieux dire . . . Il n'est description pareille en difficulté à la description de soy mesmes, ny certes en utilité." . . . „Je peins principalement mes cogitations, subject informe." . . . „Ce ne sont mes gestes que j'escris, c'est moy, c'est mon essence"[5]). „. . . mais, quant aux bransles de l'ame, je veux icy confesser ce que j'en sens[6]) . . ." Je m'eschape tous les jours et me desrobe à moy[7]) . . . „Par ces traits de ma confession, on en peut imaginer d'autres à mes despens. Mais, quel que je me face connoistre, pourveu que je me face connoistre tel que je suis, je fay mon effect"[8]). „Chacun regarde devant soy; moy, je regarde dedans moy: je n'ay affaire qu'à moy, je me considere sans cesse, je me contrerolle, je me gouste . . . je me roulle en moy mesme[9]) . . . C'est icy purement l'essay de mes facultez natu-

[4]) Villey, Sources, T. II. S. 231/32.

[5]) Bd. II. Kap. 6 S. 64, 65, 66, 67. Diese Bemerkungen stammen nach den Angaben Villeys aus dem Jahre 1574.

[6]) Bd. II. Kap. 17 S. 411.

[7]) Bd. II. Kap. 17 S. 422.

[8]) Bd. II. Kap. 17 S. 437.

[9]) Bd. II. Kap. 17 S. 443.

relles[10]). C'est moy que je peins. Mes defauts s'y liront au vif, et ma forme naïfve, autant que la reverence publique me l'a permis. Que si j'eusse esté entre ces nations qu'on dict vivre encore sous la douce liberté des premieres loix de nature, je t'asseure que je m'y fusse tres-volontiers peint tout entier, et tout nud. Ainsi, lecteur, je suis moy-mesmes la matiere de mon livre . . .“[11]) [12]).

Montaignes Werk ist nicht irgend ein Produkt seines Ich — die Essais wollen dieses Ich selber sein — Michel de Montaigne in all seinen Ausstrahlungen.

Noch zu Beginn der zweiten Periode hält es Montaigne für unmöglich aus einer Zeichnung seines Ich zu einer wahren Erfassung der Welt zu gelangen. Denn:

„Nous recevons les choses autres et autres, selon que nous sommes et qu'il nous semble . . . Finalement, il n'y a aucune constante existence, ny de nostre estre, ny de celuy des objects. Et nous, et nostre jugement, et toutes choses mortelles, vont coulant et roulant sans cesse. Ainsin il ne se peut establir rien de certain de l'un à l'autre, et le jugeant et le jugé estans en continuelle mutation et branle. Nous n'avons aucune communication à l'estre, par ce que toute humaine nature est toujours au milieu entre le naistre et le mourir, ne baillant de soy qu'une obscure apparence et ombre, et une incertaine et debile opinion . . . trouvant une si extreme varieté de jugemens, un sie profond labyrinthe de difficultez les unes sur les autres, tant de diversité et incertitude“[13]).

Alle sogenannten objektiven Wahrheiten widersprechen sich und zerstören einander. Montaigne verzweifelt schließlich an der Möglichkeit irgendein Kriterium für die Wahrheit seiner Vorstellungen zu finden. Jegliches „jugement“ des Individuums ist abhängig von der Welt, die durch das „Jugement“ erkannt werden soll. Das Sein des „jugement“ überhaupt, das Sein des Wissens und der Erkenntnis wird durch die Existenz im Wandel der Welt schon wieder in Frage gestellt und relativiert.

„Cet allègre „jeu de massacre“ . . . c'est ce qu'on est convenu de nommer la période sceptique de Montaigne“[14]).

---

[10]) Bd. II. Kap. 10 S. 104.

[11]) Bd. I. Avis au lecteur.

[12]) Anm. 6—11 stammen nach den Angaben Villeys aus den Jahren 1878/80.

[13]) Bd. II. Kap. 12 S. 364, S. 367, und Bd. II Kap. 17 S. 413. Ferner insbesondere Bd. II. Kap. 12.

[14]) Lanson, Essais, S. 129.

Der Skeptizismus oder Pyrrhonismus[15]) ist eine entscheidende Phase in der Entwicklung Montaignes, die in den Jahren 1575/78 ihren Höhepunkt erreicht. — Durch seine Lektüre und schließlich durch die Erregtheit und Unsicherheit der Situation während der Religionskriege im Frankreich der 70er Jahre wurde seine innere Verzweiflung ständig wachgehalten. Die „Apologie de R. de Sebond", der Hauptteil des zweitens Buches, ist der Ausdruck dieser Geisteshaltung.

Nach absoluter Erkenntnis strebend, mußte Montaigne am menschlichen Bewußtsein überhaupt verzweifeln. Als Psychologe gewinnt er das Selbstbewußtsein als einen Inbegriff geistiger Werte wieder zurück. Das Wissen um die Relativität seines Urteils vermag das Urteil als solches nicht abzuschaffen, sondern es gibt eine Art Ueberlegenheit über die anderen Menschen, die die eigene Krise nicht erlebt haben. Die Urteilskraft, deren Sein er erkannt hat, verpflichtet. Aus seinem Selbstbewußtsein, das er in seiner Existenz als solches relativiert hatte, fühlt er sich nun berechtigt, beinahe gezwungen, ethisch wertende Urteile zu fällen. Aus dem Quell des eigenen Selbst entspringt die kritische Kraft des „jugement" das den Menschen befähigt, sich selbst und die anderen zu beurteilen. Das Ich bringt durch das Instrument des „jugement" den Wert an die Dinge heran.

> „C'est prou que mon jugement ne se defferre poinct, duquel ce sont icy les essais . . .[16]). Le jugement est un util à tous subjects et se mesle par tout. A cette cause, aux essais que j'en fay ici, j'y employe toute sorte d'occasion . . . cette reconnoissance de ne pouvoir passer outre, c'est un traict de son effect, voire de ceux dequoy il se vante le plus . . . il fait son jeu à eslire la route quy luy semble la meilleure, et, de mille sentiers, il dict que cettuy-cy, ou celuy-là a esté le mieux choisi[17]). Voire la reconnoissance de l'ignorance est l'un des plus beaux et plus seurs tesmoignages de jugement que je trouve[18]). L'ignorance qui se scait, qui se juge et qui se condamne, ce n'est pas une entiere ignorance: pour l'estre, il faut qu'elle s'ignore soy-mesme[19]). Le jugement doit tout par tout maintenir son droit: c'est raison qu'il voye en ce subject, comme ailleurs, ce que la verité luy presente"[20]).

[15]) Montaigne lernt Pyrrho von Elis durch Cornelius Agrippa und Sextus Empiricus kennen. Plutarch und Lucretius mögen ihn auch in dieser Richtung beeinflußt haben.

[16]) Bd. II. Kap. 17 S. 437.

[17]) Bd. I. Kap. 50 S. 383.

[18]) Bd. II. Kap. 10 S. 106.

[19]) Bd. II. Kap. 12 S. 233.

[20]) Bd. II. Kap. 17 S. 409.

In diesem wahren und natürlichen „jugement", das erst die ethischen Werte schafft, liegt an sich schon tiefer ethischer Wert.

* *
*

Um einen Einblick in Montaignes Lebensanschauung zu erhalten, genügt es nicht, sich mit seinem „jugement" zu beschäftigen, sondern es bedarf zu mindest einer Skizzierung des Centrums seiner Lebensanschauung — der Naturauffassung — die Montaigne in dieser Periode darzulegen beginnt.

Die Natur unter dem Gesichtspunkt der Erkenntnis löst sich für Montaigne auf in ein Chaos regelloser Eindrücke. Aus tieferem metaphysischem Wissen erfaßt aber Montaigne die Einheit des Kosmos, die dem unerfahrbaren Ratschluß Gottes unterstellt ist:

> „Nature a embrassé universellement toutes ses créatures[21]). De toutes les opinions humaines et ancienns touchant la religion, celle là me semble avoir eu plus de vray semblance et plus d'excuse, qui reconnoissoit Dieu comme une puissance incomprehensible, origine et conservatrice de toutes choses, toute bonté, toute perfection[22]). Le neud qui devroit attacher nostre jugement et nostre volonté, qui devroit estreindre nostre ame et joindre à nostre createur, ce devroit estre un neud prenant ses replitz et ses forces, non pas de noz consirations, de noz raisons et passions, mais d'une estreinte divine et supernaturelle, n'ayant qu'une forme, un visage et un lustre, qui est l'authorité de Dieu et sa grace[23]). La raison m'a instruit que de condamner ainsi resoluement une chose pour fauce et impossible, c'est se donner l'advantage d'avoir dans la teste les bornes et limites de la volonté de Dieu et de la puissance de nostre mere nature[24]). Il y a quelque difference, il y a des ordres et des degrez; mais c'est soubs le visage d'une mesme nature"[25]).

Wir entnehmen diesen und ähnlichen Aeußerungen der zweiten Schaffensperiode (siehe insbesondere Apologie), daß alle Unterscheidungen, die dem Menschen so gewaltig vorkommen, im Grunde gar nicht existieren. Alle Differenzierungen erscheinen in einem kosmischen Zusammenhang, der als Einheit erlebt wird. Alle Einzelheiten verschwinden „soubs le visage d'une mesme nature". Das Individuum geht im All auf. Der subjektive Anspruch des Menschen löst sich auf in dem Wissen um die metaphysische Gemeinschaft, die alles Lebendige

[21]) Bd. II. Kap. 12 S. 169.
[22]) Bd. II. Kap. 12 S. 247.
[23]) Bd. II. Kap. 12 S. 157.
[24]) Bd. I. Kap. 27 S. 230.
[25]) Bd. II. Kap. 12 S. 174.

umfaßt. Alles Veränderliche, Unfertige, Fließende ist geschaffen und zusammengehalten von einer einzigen festen Form, von einem einheitlichen Prinzip. In der unglaublichen Mannigfaltigkeit aller Erscheinungen sucht Montaigne den Abglanz dieser Einheit zu entdecken. Im Erfassen der Vielfalt der Welt liegt Streben nach dem Einen, Einheitlichen, Unerfaßbaren.

Für den Menschen, der ein Glied des großen Ganzen ist, ergeben sich aus der Natur Lösung seiner sittlichen und aesthetischen Probleme. Die Natur wird Quell und Richtschnur des Menschen. Die Natur ist allumfassend. Die Natur ist der Inbegriff aller Wirklichkeit. Die Natur ist das sittlich Gute. Die Natur ist höchste Schönheit. In der Natur ist Wahrheit und Echtheit.

* *
*

Montaigne und sein Werk ist wie alles Sein inbegriffen in dieser kosmischen Naturauffassung. Von allen anderen Menschen, allen Erscheinungen kennt Montaigne nur die Oberfläche, sich selbst kann er versuchen, ganz zu erfassen. Die Natur vermag er am sichersten zu erschauen, so wie sie sich ihm, i n i h m offenbart. Wirkliche Erkenntnis des Kosmos kann er nur aus seinen eigenen Tiefen schöpfen. Mit diesem immer klareren Wissen wird sein Schreiben allmählich im Verlauf der zweiten Periode (A 2) zur Gestaltung seines Ich. Daß durch die charakteristisierte Wandlung neu entstandene positive Ichbewußtsein, macht Montaigne unabhängig von seiner Lektüre und von bestehenden Kunstformen. Frei von allen überkommenen Regeln will er jene Form erarbeiten, die seinem Grundgefühl, seinem Wollen, seiner Kunstanschauung — die der Ganzheit seiner Persönlichkeit adaequat ist.

Sein eigenes Schreiben ist ihm Mittel und Ausdruck seines Strebens nach dem Absoluten, nach der Substanz der Dinge.

> „C'est la nostalgie de l'absolu qui travaille Montaigne. Maintes fois nous l'avons senti passer dans ses mots“[26]) . . . „La ceremonie nous emporte, et laissons la substance des choses[27]).

Montaigne scheint um die Unausführbarkeit seines Wollens zu wissen, um die Unmöglichkeit, die „substance des choses“ im Schreiben zu geben. So berichtet er uns von seinem Ringen um eine Form, der das Suchen nach dem Absoluten immanent ist.

---

[26]) Villey, Sources, T. II S. 199.

[27]) Bd. II. Kap. 17 S. 409.

„J'ay tousjours une idée en l'ame et certaine image trouble, qui me presente comme en songe une meilleure forme que celle que j'ay mis en besongne, mais je ne la puis saisir et exploiter"[38].

Es liegt im Wesen der neuen Kunstform, daß sie ewiges Ringen, ewiger Versuch bleiben muß.

Wir haben gesehen, wie sich Montaigne oft an der Fülle der Beispiele der äußeren Welt zu verlieren scheint, wie aber alle Beispiele, alle Objekte, die Weite der Welt — nur Stoff ist, den er aus der erwachenden Sicherheit des eigenen Zentrums betrachtet. Alles Sein beginnt sich in ihm zu konzentrieren. Montaigne erschaut Dieses und Jenes und versenkt sich schon in das Andere, das sich ihm verbirgt. Und alles, was er erschaut, schreibt er nieder. Nie kann Montaigne verweilen, weil er nie ganz bejahen kann, weil das Eine, was er erfaßt, durch den neuen Einfall, durch eine andere Erfahrung schon wieder fraglich wird. Und in scheinbar endlosem Chaos bleibt nur Montaignes Ich bestehen — Montaigne, der die Fülle des Lebens sieht und seine Einheit sucht. Montaigne will das Leben im Schreiben finden: „je ne peins pas l'estre, je peins le passage."

Die Dynamik alles Lebendigen — Dynamik — der eine bestimmte natürliche Gesetzmäßigkeit zu Grunde liegt, wird hier versucht, in der eigentümlichen Form der Essais zu gestalten. Aus dem Mittelpunkt seines Ich, aus dem Gesetz der freien Persönlichkeit formt Montaigne seinen Stoff. — Der Reiz und die künstlerische Kraft dieser Form besteht wie mir scheint, darin, daß Montaigne den Eindruck formaler Nonchalance, unabsehbarer Vielfalt in uns erweckt. Und dennoch liegt in dieser Vielfalt inneres Maß und jene formale Gesetzmäßigkeit, die unsere Analyse zeigt.

[38]) Bd. II. Kap. 17 S. 416.

III.

Dritte Schaffensperiode Montaignes. (A 3)

Nach den Schaffensjahren von 1571—80 erscheint 1580 die Erstausgabe der Essais. In diesem Jahre läßt Montaigne seine Arbeit ruhen und führt das Leben eines Weltmannes und Grandseigneurs. Montaigne unternimmt eine Reise durch Europa[1]). Montaigne verwaltet 4 Jahre lang das Amt eines Bürgermeisters von Bordeaux, Montaigne wird endlich hineingezogen in die Wirren der Bürgerkriege und die Nöte der Pest. Im Februar 1586 kehrt er schließlich wieder auf sein Schloß „Montaigne" zurück. Hier beginnt er wieder an seinen Essais zu arbeiten. Seit dem Beginn seines Schreibens sind 15 Jahre vergangen, Montaigne ist älter und reifer geworden, die Erfahrungen des Lebens haben ihn verändert, seine Ideen haben sich weiter entwickelt. In der Einsamkeit seiner Bibliothek wird Montaigne von der Leidenschaft des schaffenden Künstlers erfaßt. Er verändert die Erstausgabe seiner Essais, und er schreibt ein völlig neues Buch. Von 1586—88 entstehen die 13 Kapitel des III. Bandes der Essais[2]).

Wenn man die 13 Kapitel des III. Bandes mit den 57 Kapiteln des ersten Bandes und den 37 des II. Bandes vergleicht, so drängt sich die Frage auf, ob diese so viel reicher gestalteten und rein äußerlich längeren Essais noch irgend eine Gemeinsamkeit mit den ersten beiden Büchern aufweisen. Läßt sich in dem Aufbau der Essais, die der reife Montaigne schafft, dieselbe Gesetzmäßigkeit der Form entdecken? Wir wollen wiederum versuchen, durch rein schematische Analysen einiger Essais dieser Periode die Antwort zu finden.

Wir geben also, wie in den vorangegangenen Perioden das Schema des Aufbaus dieser Essais des III. Bandes.

Typ B.

Analyse Bd. III, Kap. 6.

Des Coches.

Phil. B. S. 152: Il est bien aisé . . . Einen Gedanken von Lucrez ausführend, stellt Montaigne einleitend die Behauptung auf, daß man sich niemals über die Grundursache des Seins vergewissern kann. Wir häufen viele Ursachen aufeinander, um unter ihnen durch Zufall die „maistresse cause" zu finden.

---

[1]) Wir kennen sein „Journal de Voyage", das erst 1770 von dem Abbé Prunis in einem alten Schrank im Schloß Montaigne entdeckt wurde.

[2]) Ferner die Hinzufügungen zu den ersten beiden Büchern (Anmerkung S. 75).

Beisp. Ueb. S. 152: Me demandez vous . . . Montaigne fällt ein ganz merkwürdiges Beispiel ein: Er fragt sich, warum und woher eigentlich die Gewohnheit entsteht, jemanden der niest, „Gott helf" zu sagen. Montaigne macht, wie er selber meint, eine sehr spitzfindige Unterscheidung zwischen drei Arten von „Winden", die der Mensch hervorbringt — eine Unterscheidung, die angeblich von Aristoteles stammt.

Phil. B. S. 152: Il me semble avoir vu en Plutarque . . . Montaigne versucht, Plutarch folgend, die Ursache der Seekrankheit aufzudecken. Die Uebelkeit hat psychologische Ursache, sie entsteht aus Furcht.

Selbstch. S. 153: Moy, qui y suis . . . Montaigne beweist diese Behauptung durch die Erfahrung am eigenen Ich. Er kennt keine Furcht und wird folglich niemals seekrank.

Beisp. Ueb. S. 153: Alcibiades . . . Die Furcht als solche wird nun Thema für Montaigne. Er beschreibt anhand eines Beispiels aus Platos Gastmahl die furchtlose Haltung des Sokrates.

Phil. B. S. 154: Nostre peuple . . . Betrachtung über Voraussicht und Ueberlegung im Vergleich mit der wirklichen Furcht.

Selbstch. S. 154/55: Je ne me sens . . . Beschreibung seiner eigenen Haltung zur Frucht. Einstellung zu Gemütsbewegungen überhaupt.

Nachdem Montaigne seine Veranlagung im allgemeinen gedeutet hat, folgen nun konkrete Beispiele. Montaigne zeigt, wie er auf Grund dieser dargelegten natürlichen Veranlagung im Einzelnen reagiert. So kann er z. B. „ne souffrir long temps . . . ny coche, ny littiere, . . . (Berührung des Themas).

Beisp. H. S. 156: Marc Antoine . . . Drei Beispiele aus der Antike zum Thema der Fahrzeuge (coches).

Phil. B. S. 156: L'estrangeté . . . Die Eigenart der in den Beispielen beschriebenen Fahrzeuge „me met en teste cett'autre fantaisie". Ein Gedanke nämlich, der in enger Verbindung mit den Beispielen steht, fällt Montaigne ein. Wie die Kutschen zu sinnlosen Verschwendungen führen können, Verschwendungen, die Montaigne verachtet, ebenso

haßt er jeglichen Pomp, alle unnützen Aeußerlichkeiten. Das Bedürfnis nach äußerem Glanz ist für Montaigne sicheres Zeichen der Kleinmütigkeit und inneren Unsicherheit der Fürsten.

Selbstch. S. 157: J'aimais à me parer . . . Als Montaigne noch ein kleiner Junge war, so erzählt er uns, da liebte er, sich zu schmücken, und es stand ihm gut.

Beisp. Ueb. S. 157: Nous avons des comptes . . . Es gibt erstaunliche Geschichten von der Einfachheit der Könige.

Beisp. H. S. 157: Demostenes . . . Beispiel des Demosthenes, der ganz konsequent verlangt, daß das Volk sein Geld für Heer und Bewaffnung an die Regierung zahlt, aber nicht für Pomp, Feste und Spiele.

Phil. B. S. 157: Outre ce . . . Folgt allgemeine Betrachtung über die Haltung des gemeinen Volkes zu den öffentlichen Festen, die von ihren Steuern veranstaltet werden.

Beisp. H. S. 158: Et pourtant l'Empereur Galba . . . Beispiel eines Königs, der dagegen ein musikalisches Volksvergnügen von seinem persönlichen Geld bezahlt.

Phil. B. S. 158: Tant y a qu'il . . . Die eben angeführten Beispiele über die Feste der Fürsten veranlassen Montaigne zu einer allgemeinn politischen Betrachtung: Das Volk wird oft von seinen Herrschern betrogen. Anstatt den Hunger der Bedürftigen zu stillen, bekommen sie Reden zu hören und schöne Dinge vorgeführt.

Beisp. Erf. S. 158: Parquoy les gouverneurs . . . Diese Unsitten werden den Fürsten von Jugend an durch schlechte Erzieher beigebracht, wie Montaigne zu wissen glaubt.

Phil. B. S. 158/60: Pourtant est elle . . . Montaigne gibt seine persönlichen Gedanken über Regierung, Politik und Sitte. (Diese Gedanken sind nicht rein abstrakt gegeben, sondern sie werden an Einzelfällen erklärt.)

Beisp. Ueb. S. 161: Les Empereurs . . . Folgt das sehr ausführliche Beispiel der römischen Feste.

Beisp. Ueb. S. 161: C'estoit pourtant une belle chose . . . Beschreibung eines Festes des Kaisers Probus.

Beisp. Ueb. S. 161/162: C'estoit aussi belle chose . . . Beschreibung des römischen Amphitheaters.

Phil. B. S. 163: En ces vanitez . . . Montaigne hält das römische Theater für „vanitez". Aber er entdeckt dennoch im Theater die „Fruchtbarkeit" jener Zeiten. (Montaigne kommt zu einer sehr merkwürdigen Assoziation. Er sagt:) „Il va de cette sorte de fertilité comme il faict de toutes autres productions de la nature. Ce n'est pas à dire qu'elle y ayt lors employé son dernier effort. Nous n'allons point, nous rodons plustost et tournoions çà et là. Nous nous promenons sur nos pas. — Je crains que nostre cognoissance soit faible en tous sens . . ." (Diese Sätze wurden hier wörtlich zitiert, nicht um des Inhaltes willen, sondern um zu zeigen, w i e Montaigne die Verbindung von konkreten Fall zur abstrakten Betrachtung herbeiführt. Die philosophische Ueberlegung hält nun Montaigne gefangen.) Es scheint ihm, daß jede menschliche Erkenntnis nur die Oberfläche zu erfassen vermag. Er folgert weiter, berührt die Unfähigkeit menschlichen Wissens und die Relativität jeglichen Erkennens. Die Welt offenbart sich niemals ganz dem Menschen.

An „W e l t" knüpft sich Wort- und Sinnassoziation. Die Entdeckung der Neuen Welt, einer Welt, die dem Menschen bis zu ihrer Entdeckung ganz unbekannt war.

Beisp. Ueb. S. 166: Cusco et de Mexico . . . Montaigne erzählt ausführlich, anhand von Berichten, die er Gomora entnimmt, von der Neuen Welt.

Phil. B. S. 167: Quand je regarde . . . Betrachtung über Beispiele und Berichte.

Beisp. H. S. 168: Que n'est tombée soubs Alexandre . . . Beispiel aus der Historie als Vergleich.

Phil. B. S. 168: Quelle reparation . . . Montaigne verwirft die Methoden seiner Zeit, Kolonien zu erwerben: Ablehnung der Grausamkeiten bei der Eroberung und der ökonomischen Ausnützung der unterworfenen Völker.

Beisp. Ueb. S. 168: En costoyant la mer . . . Montaigne erzählt, wie die Unterwerfung vor sich ging.

Phil. B. S. 170: Mais tant y a . . . Er meint, daß der Grund der spanischen Eroberungen reine Geldgier war.

Beisp. Ueb. S. 170: Des deux les plus puissans monarques . . . Montaigne berichtet von dem gemeinen und grausamen Vorgehen der Spanier gegen den König von Peru.

Beisp. Ueb. S. 170/71: L'autre, Roy de Mexico . . . Er beschreibt ferner die entsetzliche Behandlung, die dem König von Mexiko zuteil wurde.

Beisp. Ueb. S. 171: A une autrefois . . . Noch ein Fall, der die unglaubliche Rohheit der Eroberer darstellt.

Phil. B. S. 172: Certes, ce sont voyes . . . Betrachtung über Sinn und Wert dieser Methoden der Eroberer. Der Wert ist negativ, das Ziel ist einzig Geldgier. Alle religiösen Bedeutungen sind lediglich Vortäuschung. Folgt ökonomische Betrachtung über das Geld.

Beisp. Ueb. S. 173: Ceux du Royaume de Mexico . . . Mittels einzelner konkreter Beschreibungen stellt Montaigne die religiöse und philosophische Einstellung der Völker der neuen Welt dar.

Phil. B. S. 174: Quant à la pompe . . . Montaigne sagt, daß Pomp und Pracht ihn zu dieser ganzen weitschweifenden Betrachtung der Neuen Welt angeregt haben. (Was übrigens Pomp und Pracht anbelangt, so kann sich weder Griechenland, Rom oder Aegypten mit den Schätzen von Peru vergleichen.)

Beisp. Ueb. S. 174: Qui se voit au Peru . . . Beschreibung der Pracht im Einzelnen.

Beisp. Ueb. S. 174: Retombons à nos coches ... Abschließend kehrt Montaigne zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung, zu den „coches" zurück, die er nur im ersten Teil erwähnt hatte. Folgen Beispiele, der Fortbewegungsmittel, die der letzte König von Peru, an Stelle der Kutschen benutzt hatte.

Bd. III, Kap. 2.
Du repentir.

Selbstch. S. 26: Les autres forment l'homme . . . Charakteristik seiner Methode des Schreibens.

Phil. B. S. 27: Le monde n'est qu'une branloire perenne .. Begründung seiner Methode: Die Welt ist nicht statisch, sie ist in dauernder Bewegung, und der, der sie zeichnen will, . . .

Selbstch. S. 27: Je ne puis asseurer mon object . . . der kann niemals das Sein, sondern immer nur das Fließen gestalten. Ebenso wie alles Leben, ist auch Montaignes eigene Seele „tousjours en apprentissage et en espreuves". In der Beschreibung seines Ich stellt Montaigne „une vie basse et sans lustre" dar.

Phil. B. S. 27: On attache aussi bien . . . Aber es kommt gar nicht darauf an, ob man einen außergewöhnlichen Menschen oder einen Durchschnittsmenschen beschreibt, denn: „Chaque homme porte la forme entiere de l'humaine condition".

Selbstch. S. 27/28: Mais est-ce raison . . . Montaigne gibt eine Darstellung seines ganzen privaten Lebens, das er der Welt zeigen will.

Weitere Darlegung der Methodik der Essais: Er will Bücher schreiben unabhängig von der Wissenschaft, unabhängig von herkömmlicher Methode. Allerdings kennt Montaigne das Objekt seines Buches besser als irgendein noch so gelehrter Mensch den Gegenstand, den er behandelt. Denn Buch und Autor sind wesenseins, sollen eine Einheit bilden. Um diese Einheit zu gestalten, braucht Montaigne keine wissenschaftlichen Methoden, es ist nichts notwendig, als absolute Wahrhaftigkeit.

Phil. B. S. 29: Il n'est vice . . . Montaigne kommt auf sein Thema, das „Bereuen".

Selbstch. S. 30/31: Qui me verroit jusques dans l'ame . . . Montaigne zeigt, wie rein sein eigenes Gewissen ist.

Schließlich identifiziert er sich mit anderen Menschen (die Selbstcharakteristik erhält allgemeine Bedeutung) und zieht den Schluß, daß jeder Mensch, so wie er selbst, nach seinem eigenen inneren Gesetz handeln sollte.

Phil. B. S. 31: Mais ce qu'on dit . . . Definition des „repentir" als „desditte de nostre volonté et opposition de nos fantasies".

Montaigne beschreibt als erstrebenswertes Ziel d e n Menschen, der bis in sein Innerstes ganz rein und geordnet ist, der es gar nicht nötig hat zu bereuen.

Beisp. H. S. 32: Et pourtant Bias . . . Zur Unterstützung seiner Ansicht führt Montaigne anhand eines Bei-

spiels die Anschauung des Bias an, die mit der seinigen übereinstimmt.

Beisp. H. S. 32: Julius Drusus . . . (Folgen weitere Beispiele.) Julius Drusus will ein Haus gebaut haben, in das die Umwelt ganz hineinschauen kann.

Beisp. H. S. 32: Agesilaus . . . König Agesilaos logiert auf Reisen immer in Kirchen, damit alles Volk sein privates Leben beobachten kann.

Phil. B. S. 32/33: Le peuple reconvoye . . . Montaigne erklärt, wieviel schwieriger es ist, im ganz einfachen täglichen Leben anständig zu handeln, ein reines Gewissen zu haben, und alle Handlungen vor sich selbst zu rechtfertigen, als irgendwelche großen öffentlichen Taten zu vollziehen.

Beisp. H. S. 33: Et la vertu d'Alexandre . . . Zum Beweis dieser Behauptung folgt Vergleich zwischen Alexander und Sokrates. Sokrates zeigt in seinen einfachen Handlungen mehr echte Größe als Alexander.

Phil. B. S. 33/34: Je conçois . . . Montaigne begründet den eben dargestellten Vergleich: Sokrates ist der Größere, weil sein Ziel dahingeht, das menschliche Leben den natürlichen Bedingungen gemäß zu führen. Die Vollkommenheit der Seele besteht gerade darin, nicht hoch über sich hinaus zu wollen, sondern seinem eigenen Wesen gemäß, ganz einfach und geordnet zu leben.

Man soll die Menschen nicht auf Grund von Ausnahmezuständen beurteilen, sondern in ihrem täglichen Leben. Die natürlichen Neigungen können durch Erziehung gelenkt werden.

Beisp. Erf. S. 34: Mille natures, de mon temps . . . So kennt Montaigne viele Leute, die durch eine ihren Neigungen entgegengesetzte Zucht, die natürliche Veranlagung verdrängt haben.

Phil. B. S. 35: On n'extirpe pas . . . Aber niemals kann man die natürlichen Veranlagungen ausrotten, höchstens verdrängen.

Selbstch. S. 35: Le langage latin . . . Montaigne expliciert die eben geäußerte Ansicht an seiner eigenen Sprache.

Phil. B. S. 35: Ceux qui ont essaié . . . Er meint, daß es wenig Sinn hat, die Schlechtigkeiten dieser Welt zu reformieren. Es bleibt nur bei nichtigen

„Reformen", beim „Zudecken", niemals werden die Grundübel wirklich berührt.

Beisp. Erf. S. 35: Regardez un peu . . . Jeder Mensch, so lehrt Jeden die eigene Erfahrung, entdeckt im tiefsten Innern eine „forme maistresse", die entgegen jeglichen Bestimmungen, augenblicklichen Einflüssen, zufälligen Passionen und oberflächlichen Reformen immer wieder hervorkommt.

Selbstch. S. 35: De moy . . . Montaigne glaubt, daß er selbst fast immer seiner „forme maistresse" entspricht.

Phil. B. S. 35: La vraie condamnation . . . Die Lügenhaftigkeit ist so üblich, daß die meisten Menschen, selbst wenn sie sich ganz in sich selbst zurückziehen, doch sich selber noch etwas vormachen.

Beisp. Erf. S. 36: En la terre d'un mien parent . . . Montaigne gibt das Beispiel eines Mannes aus der Nachbarschaft, den jedermann „Spitzbube" nennt. Durch gelungenen Diebstahl ist er allmählich reich geworden und kann das gestohlene Gut zum Teil zurückgeben. Dieser Schelm hält nicht nur den Diebstahl, sondern auch sich selbst für absolut ehrlich und anständig.

Phil. B. S. 36/37: Par cette description . . . Bei der Betrachtung diesr Anekdote kommt Montaigne zu dem Schluß, daß die Schlechtigkeit die eigene Urteilsfähigkeit trübt.

Selbstch. S. 37: Je fay coustumierement . . . Montaigne hält seine eigene Person für so durchgebildet und so einheitlich, daß er seine feinsten Regungen immer richtig zu beurteilen vermag. Sein „jugement" hat sich während seines Lebens nicht wesentlich gewandelt, und er kann deshalb all seine Veränderungen und vorübergehenden Neigungen richten.

Phil. B. S. 37: Il y a des pechez . . . Montaigne unterscheidet zwei Arten von Sünden: 1. Jene plötzlichen, heftigen, die man bereuen kann.

Wie steht es aber 2. um die „pechez de complexion"? An diesen durch die natürliche Struktur des Menschen gegebenen Sünden müssen Verstand und Gewissen beteiligt sein. Wenn solche Menschen zu vorgeschriebenen Stunden zu bereuen vorgeben, so ist an der Echtheit solcher

Reue stark zu zweifeln. Tatsächlich können sie ihr Verhalten nicht ändern. Das Beichten ist reine Formalität. Solche Formalitäten der Frömmigkeit sind leicht zu erfüllen, sie erscheinen oft großartig, sie bleiben aber völlig sinnlos, wenn man nicht sein ganzes Verhalten in echte Frömmigkeit verwandelt.

Selbstch. S. 38: Quant à moy . . . Was Montaigne anbetrifft, so will er niemals anders sein, als er nun einmal beschaffen ist. Er könnte zwar Gott um eine Wandlung der Ganzheit seiner Persönlichkeit bitten, denn alle einzelnen Handlungen stimmen mit seiner Grundhaltung überein. Aber diesen Gedanken einer gänzlichen Umwandlung kann man nicht als „bereuen" bezeichnen. Montaigne kennt kein oberflächliches Bereuen; es wäre notwendig, daß es aus all seinen Regungen entsteht und ihn ganz berührt, bevor er so etwas „bereuen" nennen würde.

Beisp. H. S. 39: Phocion . . . Montaigne gibt folgendes Beispiel: Phocion hatte den Athenern einen Rat gegeben, der von ihnen nicht befolgt wurde. Dennoch war die Sache gut abgelaufen. Als man ihn fragte, ob er zufrieden sei, daß die Angelegenheit trotz seiner unbefolgten Ratschläge gut abginge, da meinte er: „Selbstverständlich, aber niemals würde ich bereuen, meinen Rat, so gut es eben ging, gegeben zu haben.

Selbstch. S. 39: Quand mes amis ... Wenn Montaigne von seinen Freunden um Rat gebeten wird, so erteilt er ihn nach bestem Wissen und Gewisen, unabhängig davon, ob sie ihm nachher vorwerfen, daß sein Rat schlecht wäre. Montaigne bereut niemals vergangene Dinge.

Phil. B. S. 40: Car cette imagination . . . Denn Montaigne glaubt, daß alle Dinge inbegriffen sind in dem gesetzmäßigen Lauf des Universums. Kein Mensch vermag die Ordnung der Vergangenheit und die der Zukunft — die Ordnung der Welt — umzugestalten. Montaigne ist der Ansicht, daß die Veränderung des Lebensalters zu einer anderen Anschauung der Welt führt. Gemäß der veränderten Situation werden viele Dinge anders beurteilt, und die Handlungen der Jugend bereut.

Selbstch. S. 41: La jeunesse et le plaisir . . . Montaigne glaubt, daß sein kritisches Vermögen unverändert

immer das gleiche geblieben ist. Diese Behauptung wird dann im einzelnen ausgeführt.

Phil. B. S. 43: Il faut que Dieu nous touche . . . Wer im Alter die Torheiten der Jugend anklagt und bereut, weil er nicht mehr imstande ist, sie zu begehen, der täuscht sich selbst etwas vor. Diese Ansicht wird innerhalb der Phil. B. am Beispiel der „volupté" dargelegt. Montaigne führt weiter aus, daß man in Wirklichkeit die Laster niemals ganz ablegen kann, man kann sie höchstens wechseln. Folgt wieder Erläuterung dieser These an einzelnen Beispielen. Montaigne faßt dann zusammen: „L'homme marche entier vers son croist et vers son décroist".

Beisp. Erf. S. 44: Quelles Metamorphoses . . . Die Verwandlungen, die Montaigne an den Menschen seines Bekanntenkreises beobachtet, sind zwar nur oberflächlich, aber sie sind so verbreitet, wie eine allmächtige Krankheit.

Phil. B. S. 44: Il y faut grande provision . . . Es gehört schon ein großer Teil Vorsicht dazu, um nicht von dieser Krankheit befallen zu werden.

Selbstch. S. 44: Je sens que . . . Montaigne weiß nicht, ob und wie er sich wandeln wird. Er spürt, daß er sich selbst dauernd verändert, ungeachtet seiner Verteidigung. Aber er ist zufrieden, daß die Welt durch seine wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen erfahren wird, welche Richtung er genommen hat.

Typ B.

Analyse Bd. III, Kap. 3.

De trois Commerces.

Phil. B. S. 45: Il ne faut pas . . . Montaigne gibt einleitend folgendes Werturteil: Er lehnt die Einseitigkeit ab. Der Mensch ist am schönsten und vollkommensten, der geschmeidig und vielfältig ist.

Selbstch. S. 46: Si c'estoit à moy . . . Es gäbe keine Form, an die sich Montaigne ganz anklammern würde, wenn er die Freiheit der Wahl hätte.

Phil. B. S. 46: La vie . . . Das wirkliche Leben ist Vielfalt, ist Mannigfaltigkeit.

Der Mensch, der nur seinen natürlichen Neigungen folgt und diese nicht zu lenken versteht, ist ihr Sklave, nicht ihr Meister.

Selbstch. S. 46: Je le dy . . . Montaignes Ziel ist, die natürliche Grundform seines Wesens zu erkennen und sich selbst ganz zu beherrschen.

Folgt Beschreibung seiner Person im Einzelnen: 1. Wie er auf plötzliche Einfälle reagiert, 2. Wie Anmut und Schönheit auf ihn wirkt.

Diese speziellen Eigenschaften beweisen, wie Montaigne meint, daß sein Grundgefühl ihn dazu treibt, sich träumerisch ganz in sich selbst zu vergraben.

Der Hang zur Selbstanalyse gepaart mit Unbildung in allgemein bekannten Dingen führen die Menschen zu widersprechenden Urteilen über ihn. Seine so differenzierte natürliche Veranlagung macht ihm selbst das Leben schwer.

Phil. B. S. 47: Nous vivons . . . Der Hauptpunkt dieser sehr ausführlichen Betrachtung liegt in der Feststellung, daß die natürlichen Regungen der menschlichen Seele auch die schönsten sind. Unsere Wünsche müssen wir auf naheliegende Dinge lenken, so wie sie unserer natürlichen Veranlagung entsprechen.

Selbstch. S. 48/49: Mes meurs molles . . . Seine eigene schlaffe Art, sich ohne Anstrengung ganz einfach zu geben, hat ihm zwar viele Feinde erspart, aber wenig Freunde gemacht.

Allerdings ist Montaigne zu echter Freundschaft fähig, und er hat diese Fähigkeit im Leben bewiesen. Montaigne hält nichts von halben Freundschaften, von Freunden, die vorsichtig miteinander sprechen müssen. Einem Freunde will er sich ganz offenbaren. — Ziel des Lebens sind für Montaigne: „. . . les commoditez de sa vie". (Nicht mit Bequemlichkeit zu übersetzen.) Dieses Ziel schließt jegliche Unwahrhaftigkeit und Launenhaftigkeit aus.

Phil. B. S. 49: Je louerois . . . Montaigne liebt allerdings differenzierte Menschen, die von Natur, nicht durch Tuerei vielfältig sind.

Selbstch. S. 49: Les autres . . . Die meisten Menschen studieren, um ihren Geist höher zu schrauben. Montaigne im Gegenteil muß ihn zurückhalten. Wenn er über sich selbst hinaus will, dann wird wird er lasterhaft.

Beisp. H. S. 50: Ainsi, comme . . . Montaigne vergleicht seine Veranlagung mit der Tapferkeit der Lacaedemonier: Ihr Mut mußte vor dem Gefecht durch sanftes Flötenspiel zurückgehalten werden, um nicht in Tollkühnheit auszuarten.

Phil. B. S. 50: Il me semble de mesme . . . Es scheint Montaigne, daß auch die Geisteskräfte weit öfter eingeschränkt als angespannt werden müßten.

Die Gelehrten mühen sich mit unnützen Spitzfindigkeiten ab. Angriff der Populargelehrten, die einen wertlosen Inhalt in hochgeschraubter, gelehrter Fassung darbringen. Alle Wissenschaftsgebiete, die Montaigne hier einzeln aufführt, werden sehr oberflächlich von ihnen behandelt.

Selbstch. S. 52: Il y a des naturels particuliers . . . Sein wirkliches Ich, seine spezifische Form ist untrennbar von dem, was er denkt, schreibt und für die Nachwelt manifestiert.

Folgt Betrachtung der Einsamkeit. Montaigne meint damit jenes Gefühl des Alleinseins, das er immer empfindet, wo er sich auch aufhalten mag. Das ständige Bedürfnis der Selbstbetrachtung ist ihm eigentümlich. In allen Situationen versteht sich Montaigne, die persönliche Freiheit und innere Unabhängigkeit zu bewahren.

Phil. B. S. 53: Les hommes de la société . . . Betrachtung der Gesellschaft seiner Zeit.

Beisp. H. S. 53: Hyppomachus . . . Vergleich seiner eigenen guten Menschenkenntnis mit der des Hyppomachus.

Phil. B. S. 53: S'il plaist à la doctrine . . . Betrachtung der Wissenschaft als solche. Prinzipielle Ablehnung mit der Begründung, daß Menschen, die von Natur klug und gut sind, die Wissenschaft nicht mehr nötig haben.

Selbstch. S. 53: C'est aussi . . . Montaigne berichtet von seiner Stellung zu den Frauen.

Phil. B. S. 54: C'est folie . . . Gemäß seiner eigenen Erfahrung gibt Montaigne allgemeine Ratschläge für das Verhalten von Männern und Frauen zueinander.

Selbstch. S. 55: De moy . . . Montaigne erklärt, daß er persönlich Venus nicht ohne Cupido kennt.

Phil. B. S. 55: Ce sont choses . . . Bemerkungen und Betrachtungen über die Liebe.

Selbstch. S. 56. Comme celuy qui . . . Montaigne erzählt von seinen „Jugendsünden".

Beisp. H. S. 56: aymois la façon de l'Empereur . . . Beispiel des Kaisers Tiberius.

Phil. B. S. 56: Au demeurant . . . In der Liebe, meint Montaigne, sei die körperliche Schönheit der geistigen vorzuziehen.

Die Liebe hört mit dem Alter auf. Unvergänglich sind Bücher. Montaigne erklärt aus welchen allgemeinen Gründen Bücher allen anderen Dingen des Lebens vorzuziehen seien.

Selbstch. S. 57: Cettuy-cy . . . Für Montaigne persönlich sind die Bücher wahre Freunde. Sie verlassen ihn niemals, sie können all seine Schmerzen lindern, er findet sich ganz in ihnen.

Beisp. H. S. 57: Et nostre Jacques, Roy de Naples . . . Beispiel des Königs von Neapel.

Phil. B. S. 58: Le malade . . . Der Kranke ist nicht zu beklagen, der die Heilung bei sich trägt.

Selbstch. S. 58: En l'experience . . . Im Ausprobieren der obigen Ansicht an seiner eigenen Person liegt der Nutzen, den Montaigne aus seinen Büchern zieht. Montaigne beschreibt eingehend, welches Glück der Besitz der Bücher, ihm dauernd zu geben vermag.

Folgt Beschreibung seiner „librairie" und seiner Art zu lesen. Montaigne arbeitet nicht, wenn er liest, er liest aus Freude, ohne ernste wissenschaftliche Methode. Mancher mag ihm diese Art des Lesens, die für ihn alle Schönheit enthält, vorwerfen. Montaigne liest nicht, um mit seiner Gelehrsamkeit vor andern zu glänzen, sondern er liest nur für sich selbst.

Phil. B. S. 60: Les livres . . . Der, der seine Bücher richtig auszuwählen versteht, entdeckt ihre wirklichen Qualitäten. Aber das Lesen hat auch seine Nachteile. Der Geist wird zwar angeregt, doch der Körper bleibt unbeweglich.

Selbstch. S. 60: Je ne sçache . . . Diese Vernachlässigung des Körpers ist besonders für ihn sehr schlecht.

Montaigne teilt abschließend ausdrücklich mit, daß dieser Essai nur geschrieben wurde, um seine Lieblingsbeschäftigung darzulegen.

Es folgt hier wieder zusammenfassend (vgl. Periode A 1 und A 2) das reine Schema dieses Aufbaus.

Typ B.

Bd. III, Kap. 6.

Des Coches.

Phil. B.		S. 152: Il est bien aisé
	Beisp. Ueb.	S. 152: Me demandez vous
Phil. B.		S. 152: Il me semble avoir vu en Plutarque
	Selbstch.	S. 153: Moy, qui y suis
	Beisp. Ueb.	S. 153: Alcibiades
Phil. B.		S. 154: Nostre peuple
	Selbstch.	S. 154/55: Je ne me sens
	Beisp. H.	S. 156: Marc Antoine
Phil. B.		S. 156: L'estrangeté
	Selbstch.	S. 157: J'aimais à me parer
	Beisp. Ueb.	S. 157: Nous avons des comptes
	Beisp. H.	S. 157: Demostenes
Phil. B.		S. 157: Outre ce
	Beisp. H.	S. 158: Et pourtant l'Empereur Galba
Phil. B.		S. 158: Tant y a qu'il
	Beisp. Erf.	S. 158: Parquoy les gouverneurs
Phil. B.		S. 158/60: Pourtant est-elle
	Beisp. Ueb.	S. 161: Les Empereurs
	Beisp. Ueb.	S. 161: C'estoit pourtant une belle chose
	Beisp. Ueb.	S. 161/62: C'estoit aussi belle chose
Phil. B.		S. 163: En ces vanitez
	Beisp. Ueb.	S. 166: Cusco et de Mexico
Phil. B.		S. 167: Quand je regarde
	Beisp. H.	S. 168: Quand n'est tombée soubs Alexandre
Phil. B.		S. 168: Quelle reparation
	Beisp. Ueb.	S. 168: En costoyant la mer
Phil. B.		S. 170: Mais tant y a
	Beisp. Ueb.	S. 170: Des deux les plus puissans monarques
	Beisp. Ueb.	S. 170/71: L'autre, Roy de Mexico
	Beisp. Ueb.	S. 171: A une autrefois
Phil. B.		S. 172: Certes, ce sont voyes
	Beisp. Ueb.	S. 173: Ceux du Royaume de Mexico

Phil. B. S. 174: Quant à la pompe
Beisp. Ueb. S. 174: Qui se voit au Peru
Beisp. Ueb. S. 174: Retombons à nos coches.

Bd. III, Kap. 2.
Du repentir.

Selbstch. S. 26: Les autres forment l'homme
Phil. B. S. 27: Le monde n'est qu'une branloire perenne
eSlbstch. S. 27: Le ne puis asseurer mon abject
Phil. B. S. 27: On attache aussi bien
Selbstch. S. 27/28: Mais est-ce raison
Phil. B. S. 29: Il n'est vice
Selbstch. S. 30/31: Qui me verroit jusques dans l'ame
Phil. B. S. 31: Mais ce qu'on dit
Beisp. H. S. 32: Et pourtant Bias
Beisp. H. S. 32: Julius Drusus
Beisp. H. S. 32: Agesilaus
Phil. B. S. 32/33: Le peuple reconvoye
Beisp. H. S. 33: Et la vertu d'Alexandre
Phil. B. S. 33: Je conçois
Beisp. Erf. S. 34: Mille natures
Phil. B. S. 35: On n'extirpe pas
Selbstch. S. 35: Le langage latin
Phil. B. S. 35: Ceux qui ont essaié
Beisp. Erf. S. 35: Regardez un peu
Selbstch. S. 35: De moy
Phil. B. S. 35: La vraie condamnation
Beisp. Erf. S. 36: En la terre
Phil. B. S. 36: Car cette description
Selbstch. S. 37: Je fay coustumierement
Phil. B. S. 37: Il y a des pechez
Selbstch. S. 38: Quant à moy
Beisp. H. S. 39: Phocion
Selbstch. S. 39: Quand mes amis
Phil. B. S. 40: Car cette imagination
Selbstch. S. 41: La jeunesse
Phil. B. S. 43: Il faut que Dieu
Beisp. Erf. S. 44: Quelles Metamorphoses
Phil. B. S. 44: Il y faut grande provision
Selbstch. S. 44: Je sens que

Phil. B.		S. 45: Il ne faut pas
	Selbstch.	S. 46: Si c'estoit à moy
Phil. B.		S. 46: La vie
	Selbstch.	S. 46: Je le dy
Phil. B.		S. 47: Nous vivons
	Selbstch.	S. 48: Mes meurs molles
Phil. B.		S. 49: Je louerois
	Selbstch.	S. 49: Les autres
	Beisp. H.	S. 50: Ainsi, comme
Phil. B.		S. 50: Il me semble de mesme
	Selbstch.	S. 52: Il y a des naturels particuliers
Phil. B.		S. 53: Les hommes de la société
	Beisp. H.	S. 53: Hyppomachus
Phil. B.		S. 53: S'il plaist à la doctrine
	Selbstch.	S. 53: C'est aussi
Phil. B.		S. 54: C'est folie
	Selbstch.	S. 55: De moy
Phil. B.		S. 55: Ce sont choses
	Selbstch.	S. 56: Comme celuy qui
	Beisp. H.	S. 56: Aymois la façon de l'Empereur
Phil. B.		S. 56: Au demeurant
	Selbstch.	S. 57: Cettuy-cy
	Beisp. H.	S. 57: Et nostre Jacques
Phil. B.		S. 58: Le malade
	Selbstch.	S. 58: En l'experience
Phil. B.		S. 60: Les Livres
	Selbstch.	S. 60: Je ne sçache

* *
*

Der immer umfangreichere Inhalt erscheint immer komplizierter, aber wie zu erwarten, kristallisiert sich der in der vorigen Periode festgestellte Aufbau wieder heraus. Dem Inhalt gemäß unterscheiden sowohl Lanson, als auch Villey in dieser Periode zwei Grundtypen:

I. Essais, die verschiedene Themen behandeln und sehr abschweifen. (Essai: 5, 6, 9 u. 12).

II. Essais, in denen im Ganzen ein Grundthema eingehalten wird. (Essai: 1, 2, 4, 8 u. 10).

Essai 3, 11, 13 möchte ich als Zwischentypen bezeichnen. Hier fordert die Themenstellung die Berührung verschiedener Problemgebiete heraus.

Wir haben in unseren Analysen aus jeder dieser Gruppen ein Beispiel gegeben.

Villey[3]) meint zu Kapitel 6: „Ceci du moins est sûr que, dans le chapitre VI, on a l'impression de lire trois essais complètement distincts aboutés l'un à l'autre: l'un traite des coches, le second des spectacles offerts au peuple romain par certains empereurs, le dernier de la conquête du Mexique et du Pérou par les Espagnols". Wenn auch besonders den Essais der Gruppe I die inhaltliche Einheit fehlt, so zeigt die Analyse, trotz der Gelöstheit des Inhalts, noch immer dieselbe Gesetzmäßigkeit der inneren Form. Das neue Thema, die scheinbare Formlosigkeit, entsteht aus Assoziationen, die gerade durch den Wechsel von Beispielen und philosophischen Betrachtungen hervorgerufen werden.

In Kapitel 6 z. B. muß Montaigne zur Unterstreichung seiner allgemeinen Betrachtung der Gemütsbewegung Beispiele geben. Das Beispiel der Kutschen führt Montaigne zu Gedanken über den Luxus. Der Nachweis seiner Thesen — das Beispiel — ist die etwas ausgedehnte Beschreibung des Luxus bei den Römern (ihr Theater). Aus diesen Beispielen ergibt sich wiederum eine Betrachtung über Politik und Philosophie. Angeregt durch seine Lektüre assoziert Montaigne ein neues ausführliches Beispiel: Entdeckung und Eroberung der neuen Welt. Andere Ueberlegungen, neue Beispiele entstehen aus diesem Beispiel. Nur am Schluß bringt Montaigne eine kurze sehr abrupte Erwähnung des eigentlichen Themas.

Ueber die Essais der Periode B in ihrer Gesamtheit meint Plattard[4]), daß zwar alle Elemente der ersten beiden Bücher auch im dritten Buch wieder erscheinen (Reminiscences des lectures, des citations, des cas singuliers, et de la philosophie morale"), aber „la prépondérance de ce dernier élément (peinture de son moi) fait la principale originalité de ce troisième livre." Die Selbstcharakteristik überwiegt tatsächlich, ausgenommen in Gruppe I, in allen übrigen Essais des dritten Buches. Zug um Zug stehen „Selbstcharakteristik" und „Philosophische Betrachtung" nebeneinander. Montaigne gleitet mit sichersten Stilmitteln von dem Vielen, was er bringt, immer wieder zum Ich zurück. Gleichsam wie von selbst in rhythmischem Ablauf findet Montaigne vom Abstrakten den Weg zum Beispiel — zur Analyse der Tatsachen — zum eigenen Ich.

[3]) Villey, Les Essais, 1932, S. 146.
[4]) Plattard S. 254.

Die Trennung zwischen „Phil. B." und „Selbstch." mag oft willkürlich erscheinen. Tatsächlich vermischen sich diese beiden Elemente stärker als in der vorangegangenen Periode, mehr als es unser schematisches Bild zeigen kann.

Die „P h i l. B." wird Nebensache für Montaigne. Aber sie beleuchtet in dieser Zeit fast ausschließlich Montaignes persönliche Ansicht. Selbst dann, wenn Montaigne falsch oder richtig zitiert, hat er die Gedanken der Anderen verarbeitet und wirklich zu seinen eigenen gemacht. Das Zitat erscheint nur als Illustration, es dient dazu, die Selbstcharakteristik zu kontrollieren und anzuregen. Montaigne gibt im dritten Buch so ganz sein eigenes Weltbild, daß es oft nicht bei der rein abstrakten Darlegung bleiben kann. Die „Phil. B." bringt in manchen Fällen Gedanken, die nur durch die Explikation am Konkreten deutlich werden. Alle Gedanken werden in ganz subjektiver Betrachtung beinahe wieder vergegenständlicht. Die „Phil. B." um ihrer selbst willen interessiert Montaigne nicht. Wesentlich ist ihm die Beschreibung seines Ich. Die „S e l b s t c h a r a k t e r i s t i k" als solche ist aber von Bedeutung für alle Menschen. Sie enthält durch diese neue Sinngebung allgemein abstrakte Gedanken.

* *
*

Unsere Analysen zeigen wie sich der Aufbau der Essais entwickelt hat: Die „moule", die Montaigne zu Beginn seines Schaffens **(A 1)** aus seiner Zeit übernahm, weist die ganz primitive Struktur, den einfachen Wechsel zwischen „Beispielen" und „Philosophischer Betrachtung" auf.

Die Beispiele entnahm Montaigne fast immer seiner Lektüre. In „Phil. B." häuft sich Zitat über Zitat, nur selten bringt Montaigne eigene Ueberlegungen. — Das eigene Schreiben wirkt befruchtend auf den Autor und seine wachsende Erkenntnis wandelt die primitive Struktur und gibt ihr neuen Sinn.

Die zweite Schaffensperiode **(A 2)** brachte die wesentliche Aenderung, das entscheidende Moment, das Montaigne grundlegend von seinen Zeitgenossen unterscheidet: Die Selbstcharakteristik setzte ein. Montaigne wird sich selbst zum Beispiel. In „Phil. B." beginnt er die Erfahrungen am eigenen Ich, die Tatsachen, die er bringt, dem Urteil seines kritischen Verstandes zu unterwerfen. Die Form der Essais zeigt aber immer noch denselben Wechsel, einen ganz gleichmäßigen Wechsel mit gleichmäßiger Betonung von Abstraktem und Konkretem.

Die entscheidende Entwicklung von der zweiten Schaffensperiode (A 2) zur dritten Schaffungsperiode (B) ist die Verschiebung des Ak-

zents. Wir lesen mit Ausnahme der Gruppe I in den meisten Kapiteln nicht mehr diesen gleichmäßig verteilten Wechsel ab. Montaignes Urteil unterwirft sich jetzt endgültig den Phänomenen der Wirklichkeit. Das Beispiel wird zum Hauptbestandteil des Essais. Alles Leben des Essais konzentriert sich im dritten Buch in den Beispielen. Da Montaigne sich selbst zum Beispiel macht, so liegt die Betonung ganz auf der Selbstcharakteristik. Der Aufbau, den Montaigne aus seiner Zeit übernommen hatte, wird nicht verlassen. Im Gegenteil, aus den Tendenzen dieses Aufbaus entsteht durch Montaignes schöpferischen Einsatz eine enge Verbindung der verschiedenen Elemente, die als Auflockerung des rein formalen Aufbaus erscheint.

* *
*

„Tout à fait maître de ses idées et de sa manière, il étale sans effort dans ses essais plus amples toute la richesse et l'originalité de son génie. Le troisième livre donne sa vraie mesure"[5]).

Lanson, Villey und Strowski haben die Wandlungen von Montaignes philosophischer Konzeption bis in die letzten Einzelheiten dargestellt. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, Montaignes „Philosophie" von neuem zu schildern. Wir wollen nur nochmals auf einige Kernpunkte seiner Ideen hinweisen, um zu zeigen wie die „Form der Essais" dem Wesen und Kunstwollen Montaignes entspricht.

Montaignes intellektuell-philosophische Stellungnahme mag sich zwar im einzelnen ändern, aber Montaigne wird, meiner Ansicht nach, während seines ganzen Schaffens von einem Grundgefühl beherrscht. Der Aufbau der Essais, der immer der Gleiche bleibt und sich nur in seinen eigenen Grenzen weitet, ist zwar bedingt durch die Tendenzen der Zeit, aus der er hervorgeht, seine spezifische Prägung erhält er aber durch eben dieses Lebensgefühl von Montaigne: Es ist das Unbehagen der eigenen menschlichen Unzulänglichkeit, das Streben in der unglaublichen Mannigfaltigkeit der Welt, natürliche Ordnung, tiefere Einheit, ein absolutes allumfassendes Prinzig zu entdecken.

Einige charakteristische Bemerkungen aus den verschiedenen Perioden seines Schaffens mögen diese Grundhaltung Montaignes verdeutlichen.

Schon in der ersten P e r i o d e A 1 äußert Montaigne: „Nous sommes tous de lopins et d'une contexture si informe et diverse, que chaque pièce, chaque momant, faict son jeu"[6]). „Le monde n'est que varieté et dissemblance"[7]). „Certes, c'est un subject

[5]) Lanson, 1930, S. 181.
[6]) Bd. II. Kap. 1 S. 11.
[7]) Bd. II. Kap. 2 S. 13.

merveilleusement vain, divers, et ondoyant, que l'homme. Il est malaisé d'y fonder jugement constant et uniforme"[8]).

Periode A 2: „. . . de toutes les vanitez, la plus vaine c'est l'homme"[9]). „. . . nous avons pour nostre part l'inconstance, l'irresolution, l'incertitude . . ."[10]). „. . . les hommes ayant tout essayé et tout sondé, n'ayant trouvé en cet amas . . . de tant de choses diverses rien de massif et ferme, et rien que vanité"[11]) „Nous recevons les choses autres et autres, selon que nous sommes et qu'il nous semble . . ."[12]). „Nous n'avons aucune communication à l'estre, par ce que toute humaine nature est tousjours au milieu entre le naistre et le mourir, . . ."[13]). „Nous voyons en ce monde une infinie difference et variété"[14]).

Periode B: „La constance mesme n'est autre chose qu'un branle plus languissant." . . . Le monde n'est qu'une branloire perenne (éternelle)[15]).

Der Wandel des Geschehens, die Relativität aller menschlichen Anschauung, die Unmöglichkeit, absolute Wahrheit und Gewißheit zu erlangen, haben Montaigne in Periode A dazu geführt, an der menschlichen Erkenntnisfähigkeit überhaupt zu verzweifeln. Geniale Kunst allein erschien ihm gleichsam wie ein göttlicher Funke, wie Aufflackern im Dunkel der menschlichen Unzulänglichkeit.

* * *

Das Wissen um die Grenzen des Menschen wird erst in Periode B Ausgangspunkt für Montaigne:

„La cognoissance des causes appartient seulement à celuy qui a la conduite des choses"[16]). „Nous sommes nais à quester la verité; il appartient de la posseder à une plus grande puissance"[17]).

Vor Montaigne tut sich die Welt der unendlichen Möglichkeiten auf, einer Unendlichkeit, die zwischen Wissen und Nichtwissen liegt: Das „quester", das Suchen. — Im Suchen selbst liegt Befriedigung, das Finden ist unmöglich. — Unendliche Dynamik!

„Il n'y a point de fin en nos inquisitions; nostre fin est en l'autre monde"[18]).

---

[8]) Bd. I. Kap. 1 S. 8.
[9]) Bd. II. Kap. 12 S. 161.
[10]) Bd. II. Kap. 12 S. 211.
[11]) Bd. II. Kap. 12 S. 231.
[12]) Bd. II. Kap. 12 S. 364.
[13]) Bd. II. Kap. 12 S. 367.
[14]) Bd. II. Kap. 12 S. 263/64.
[15]) Bd. III. Kap. 2 S. 27.
[16]) Bd. III. Kap. 11 S. 326. (C)
[17]) Bd. III. Kap. 8 S. 192.
[18]) Bd. III. Kap. 13 S. 384.

Nichts ist zu Ende, das Leben beginnt dauernd von neuem. Ewiges Suchen, ewiges Streben. Ueberall und immerzu sucht der Mensch, niemals kann er anhalten, niemals ein- für allemal festsetzen: Das ist so! Sein Grundgesetz drängt den Menschen, weiter zu forschen, zu fragen und die Welt und sich selbst immer von neuem und stets anders zu entdecken.

„Il n'est desir plus naturel que le desir de connoissance. Nous essayons tous les moyens qui nous y peuvent mener. Quand la raison nous faut, nous y employons l'expérience, . . . qui est un moyen plus foible et moins digne; mais la vérité est chose si grande, que nous ne devons desdaigner aucune entremise qui nous y conduise"[19]).

Die beiden Mittel, die dem Menschen bei seiner ewigen Suche helfen, sind also „raison" und „expérience".

„Ce n'est pas assez de compter les expériences, il les faut poiser et assortir, et les faut avoir digerées et alambiquées, pour en tirer les raisons et conclusions qu'elles portent"[20]).

Montaigne ist sich ganz der Schwierigkeit und Angreifbarkeit seiner Methode bewußt. „Raison" und „experience" erscheinen ihm aber dennoch als einzige und beste Mittel zu einer Erkenntnis zu gelangen, um deren Relativität und Grenzen Montaigne weiß[21]). Alle unsere Handlungen, alle Akte unseres Verstandes sind niemals in äußerliche feste Regeln einzuordnen. Sie sind in dauernder Verwandlung; kaum, daß wir glauben, sie zu begreifen und zu fassen, wandeln sie sich schon weiter."

„Il y a peu de relation de nos actions, qui sont en perpetuelle mutation, avec les loix fixes et immobiles"[22]).

In Periode A war der Mensch, war Montaigne sich selbst nur e i n Geschöpf in der verwirrenden Vielfalt und Vieldeutigkeit der Gestalten. Aber hinter den wechselnden Erscheinungen entdeckt der reife Mon-

---

[19]) Bd. III. Kap. 13 S. 379.

[20]) Bd. III. Kap. 8 S. 196.

[21]) Siehe: Bd. III. Kap. 13 S. 380, 381, 383.
La raison a tant de formes, que nous ne scavons à laquelle nous prendre; l'experience n'en a pas moins. La consequence que nous voulons tirer de la ressemblamce des evenemens est mal seure, d'autant qu'ils sont tousjours dissemblables: il n'est aucune qualité si universelle en cette image des choses que la diversité et varieté . . . (381): . . . l'infinie diversité des actions humaines. La multiplication de nos inventions n'arrivera pas à la variation des exemples . . . (383): . . . Jamais deux hommes ne jugerent pareillement de mesme chose, et est impossible de voir deux opinions semblables exactement, non seulement en divers hommes, mais en mesme homme à diverses heures."

[22]) Bd. III. Kap. 13 S. 381.

taigne e i n e Tatsache, macht er e i n e Erfahrung, die unbestreitbar bleibend und wirklich ist:

„Il n'est personne, s'il sescoute, qui-ne descouvre en soy une forme sienne, une forme maistresse, qui luicte contre l'institution"[23]).

Die Vielgestaltigkeit seines eigenen Wesens, die Analyse der dunkelsten Tiefen seines Ich, ist für Montaigne der sicherste Weg bis an die Grenzen alles Erfaßbaren vorzudringen. Seine eigene „forme maistresse" erscheint für Montaigne als irgendwie statischer Pol, als einzig Wirkliches in der Fragwürdigkeit und Unsicherheit des Bestehenden. Sein unveränderliches Grundgefühl wird ihm Mittelpunkt des Seins, ist die Einheit, von der aus die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen am sichersten zu beurteilen ist.

Montaigne schaut sich an, kritisiert sich und verwundert sich über sich selbst. Die Vielfalt seines Ichs hat Montaigne nicht in die Form alter bestehender Systeme einzuordnen vermocht. Unberührt von jedem philosophischen, wissenschaftlichen System bleibt das menschliche Sein gleich undurchdringlich und unerfaßbar. Keine Theorie kann den Weltzusammenhang auflösen oder klären. Montaigne will nur versuchen, das Leben aus dem Leben selbst zu deuten. Er berichtet, charakterisiert, erzählt so wahrheitsgetreu wie möglich, was in ihm vorgeht, und er vergleicht sich selbst, seine eigenen Tiefen und seine eigenen Möglichkeiten mit denen der anderen Menschen. Die Menschen untereinander sind ganz verschieden — kein Mensch gleicht dem anderen, jeder ist allein. — Montaigne glaubt aber, daß sich alle Menschen trotz der Verschiedenheit und Differenziertheit ihres Wollens, ihrer Sitten, Gebräuche, Ansichten usw. dennoch im letzten Grunde ähneln, eben weil sie Menschen sind.

„Comme nul evenement et nulle forme ressemble entièrement à une autre, aussi ne differe nulle de l'autre entièrement . . . Toutes choses se tiennent par quelque similitude,"[24]).

Diese grundlegende Aehnlichkeit, die Montaigne a priori voraussetzt, läßt ihn schließlich die Behauptung aussprechen: „Chaque homme porte la forme entière de l'humaine condition"[25]). Das Individuum entdeckt in sich die geistige Grundform der Menschheit überhaupt. Das eigene Ich ist einzig sichere und gültige Erfahrung. Das Ich hat die unmittelbare Gewißheit seiner selbst und damit unbedingtes Sein. Nur in ständiger Besinnung auf das, was wir erlebt haben, und in Betrachtung unseres eigenen Wesens bringen wir uns zum Bewußtsein was wir sind.

---

[23]) Bd. III. Kap. 2 S. 35.
[24]) Bd. III. Kap. 13 S. 386.
[25]) Bd. III. Kap. 2 S. 27.

Durch Selbstanalyse, durch immer neues Insichhineinschauen, versucht Montaigne zu einer beschränkt gültigen Erkenntnis des Seins zu gelangen. Das Ich ist Mittel und zugleich Inhalt der Erkenntnis.

Die Selbstbeschreibung ist keine neue Haltung dieser Periode. Nur die Methode der Betrachtung vertieft sich — die Selbstbeschreibung erhält als Erkenntnismittel allgemeine Bedeutung, neuen und tieferen Wert.

„Je m'estudie plus qu'autre subject. C'est ma metaphisique, c'est ma phisique"[26]). „Fay ton faict et te cognoy. Chascun de ces deux membres enveloppe generallement tout nostre devoir, et semblablement enveloppe son compagnon. Qui auroit à faire son faict, verroit que sa premiere leçon, c'est cognoistre ce qu'il est et ce qui luy est propre. Et qui se cognoist, ne prend plus l'estranger faict pour le sien: s'ayme et se cultive avant toute autre chose . . ."[27]).

Alle objektiven Beobachtungen und Erfahrungen ordnen sich dem einheitlichen Ziel der Selbstbetrachtung unter.

* *
*

In allen Aeußerungen des Lebens sucht Montaigne durch alle künstlichen Umhüllungen hindurch den Weg der Natur. Sein optimistischer Glaube an die universale Ordnung, an die Allmacht der Natur vertieft sich in dieser Zeit:

„Nature peut tout et fait tout" . . . „Heureusement, puisque c'est naturellement"[28]).

Sein Vertrauen in die Natur drängt Montaigne d e r Natur zu folgen, sowie sie sich ihm, i n ih m offenbart. Gemäß dieser Einstellung kann sich Montaigne ganz seinen natürlichen Neigungen hingeben:

„Je me laisse aller, comme je suis venu . . . et me laisse aller apres mes inclinations naturelles . . ."[29]).

Aber Montaigne folgt nicht blind seinen „natürlichen Neigungen". Im Gegenteil, aus der Erkenntnis der eigenen Natur entsteht Aufgabe für Montaigne:

„Ce n'est pas estre amy de soy, et moins encore maistre, c'est en estre esclave, de se suivre incessamment, et estre si pris à ses inclinations qu'on n'en puisse fourvoyer, qu'on ne les puisse

[26]) Bd. III. Kap. 13 S. 390.
[27]) Bd. I. Kap. 3 S. 16 (C).
[28]) Bd. I. Kap. 25 S. 181 (C).
[28]) Bd. I. Kap. 25 S. 181 (C), Bd. III. Kap. 2 S. 42 (C).
[29]) Bd. III. Kap. 12 S. 371, Bd. III. Kap. 9 S. 285.

tordre“[30]). „Le pris de l'ame ne consiste pas à aller haut, mais ordonnéement“[31]). „C'est une vie exquise, celle qui se maintient en ordre jusques en son privé . . . au dedans et en sa poictrine, où tout nous est loisible, où tout est caché, d'y estre reglé, c'est le poinct“[32]).

Das also ist der Punkt, auf den es Montaigne ankommt:

> Nous autres principalement, qui vivons une vie privée qui n'est en montre qu'à nous, devons avoir estably un patron au dedans, auquel toucher nos actions . . .[33]) . . . j'apprens à craindre mon allure par tout, et m'attens à la reigler[34]). Mes actions sont reglées et conformes à ce que je suis et à ma condition[35]). Encore se faut-il testoner, encore se faut-il ordonner et renger pour sortir en place“[36]).

Das Erfassen des absoluten Punktes heißt nicht Stillstand für Montaigne, sondern nur intensiveres Suchen. Das eigene Leben ist dauernde Bewegung, dauernde Neuschöpfung:

> „Notre vie n'est que mouvement“[37]). „Nul esprit genereux ne s'arreste en soy: il pretend tousjours et va outre ses forces; il a des eslans au delà de ses effects; s'il ne s'avance et ne se presse et ne s'accule et ne se choque, il n'est vif qu'à demy“[38]).

Die Anspannung der naturgebenen Kräfte liegt im Wesen jedes hochstehenden Menschen. Der Mensch erhebt sich über die Gleichheit mit den Tieren[39]), er wächst über sich selbst hinaus, je klarer er sich seiner „forme maistresse“ wird, je bewußter er all seine Regungen, dieser natürlichen Veranlagung gemäß, zu ordnen versteht.

> „C'est une absolue perfection et comme divine, de scavoyr jouyr loiallement de son estre“[40]).

Das Wissen um die Einheit des eigenen Ich ist also Voraussetzung der inneren Freiheit des Menschen, Voraussetzung jeglicher Wertung, Voraussetzung der Anschauung der Welt.

Aus dem Erlebnis der eigenen Einheit, die im All aufgeht, entsteht erst in dieser Periode in Montaigne das Wissen um den Zu-

---

[30]) Bd. III. Kap. 3 S. 46.
[31]) Bd. III. Kap. 2 S. 33.
[32]) Bd. III. Kap. 2 S. 31/32.
[33]) Bd. III. Kap. 2 S. 31.
[34]) Bd. III. Kap. 13 S. 392.
[35]) Bd. III. Kap. 2 S. 38.
[36]) Bd. II. Kap. 6 S. 65 (C).
[37]) Bd. III. Kap. 13 S. 422.
[38]) Bd. III. Kap. 13 S. 384.
[39]) Siehe insbesondere Apologie Bd. II. Kap. 12 S. 161/211. Montaignes Standpunkt in Periode A 2.
[40]) Bd. III. Kap. 13 S. 450.

sammenhang von Geist und Natur, Mensch und Kosmos. Das Bewußtsein der Alleinheit tröstet Montaigne über die menschliche Unzulänglichkeit. Er liebt die Welt so wie sie eben ist. Die Harmonie, die Montaigne in ihr zu entdecken glaubt, sucht er auch in seinem Schreiben zu geben.

* *
*

Anmerkung:

In den Hinzufügungen („additions"), die die äußere Mannigfaltigkeit noch reicher erscheinen lassen, wird derselbe einheitliche Aufbau gewahrt.

Während der Jahre 1586/88, in denen Montaigne in einem Zuge den dritten Band der Essais schreibt, verändert er gleichzeitig die ersten beiden Bände. Montaigne feilt nicht nur an Stil und Ausdruck, sondern er fügt eben diese „additions" hinzu. „Beispiele" und „Philosophische Betrachtungen" fordern andere Belege und Beweise. Die ehemaligen „Philosophischen Betrachtungen" reizen Montaigne zu ständig neuen, oft ermüdend langwierigen Betrachtungen. Die alten Beispiele verleiten ihn zu anderen Beispielen und detaillierten Beschreibungen seines Ich. Selbst in den letzten Hinzufügungen in seinem Handexemplar (1588/92) bringt Montaigne nichts Neues. Montaignes Grundgefühl hat sich nicht verändert, seine Ideen haben sich in diesen letzten Jahren nicht gewandelt[a]). Nur die Geisteshaltung des alternden Montaigne wird immer gelöster und seine Art zu schreiben immer passiver. „Il prend devant la vie, devant lui-même une attitude esthétique. Il le regarde et il se regarde en spectateur. Ni ses plaisirs, ni ses maux ne le détournent du spectacle[b])." — Montaigne wird einfach älter. Er liebt das Leben, jetzt wo es zur Neige geht, er liebt es, wie es gewesen ist, dankbar für die unbekannte Macht, die es ihn erleben ließ. So schreibt Montaigne, wie im Vorübergehen, eben als Randbemerkungen als das auf, was ihn im Augenblick interessiert. — Mit wachsender Freude an den Hinzufügungen werden sie in Band II und III immer losgelöster vom Inhalt des Grundtextes.

Es scheint mir, daß gerade der spezifische Aufbau der Essais die Methodik der Hinzufügungen nicht nur zuläßt, sondern im Gegenteil sogar weckt. Die eigene Form wirkt ganz deutlich auf Montaigne und fordert diese ständig neuen Hinzufügungen. — Diese Fülle, die so bunt ist wie das Leben selbst, sie birgt durch die innere Einheit der Form die tiefere Einheit des Lebens, die Montaigne sucht. Jene Einheit nach der Montaigne strebt und die er gestalten will, trotzdem er wahrheitsgetreu von der Mannigfaltigkeit und Vielfalt des Kosmos berichtet.

---

[a]) Siehe Villey, Soures, T. II., insbesondere S. 489—502.

[b]) Faure, Montaigne et ses trois premiers nés, Paris 1926, S. 44.

IV.

Die Kunstanschauung Montaignes.

Die Analyse des Aufbaus der Essais wäre unvollständig, wenn wir nicht versuchen würden, den Zusammenhang zwischen Montaignes Kunstanschauung und der „Form seiner Essais" aufzudecken.

Montaigne hat seine Kunstanschauung niemals als abstraktes System zusammenhängend dargelegt. Seine Bemerkungen über Kunst sind hie und da in den Essais eingestreut und werden von ganz anderen Gedankengängen durchkreuzt. Es bedeutet zwar eine Vergewaltigung der Eigenart Montaignes, wenn wir hier versuchen, die Vielfalt seiner Ansichten über Kunst in klaren Linien zu ordnen und zusamenhängend darzustellen. Aus der Mannigfaltigkeit der scheinbar widerspruchsvollen Aeußerungen lassen sich aber doch grundsätzliche Leitideen herausarbeiten[1]).

Montaigne beginnt mit der Selbstkritik und richtet erst dann die anderen. Jedes allgemeine Werturteil ist am Beispiel seines Ich erprobt. Die Menschen im allgemeinen maßen sich Urteile an, ohne ihre eigenen Kräfte geschult zu haben[2]). Montaigne dagegen kann die Werke der anderen sicherer beurteilen, weil er sein eigenes Schaffen ganz scharf richtet, weil er an seiner eigenen Person das Instrument der Kritik ausgebildet hat.

> „Cette longue attention que j'employe à me considerer me dresse à juger aussi passablement des autres, et est peu de choses dequoy je parle plus heureusement et excusablement"[3]).

Montaigne betont dennoch die Schwierigkeit seines kritischen Unterfangens oft und ausdrücklich:

> „. . . nous avons bien plus de poëtes, que de juges et interpretes de poësie. Il est plus aisé de la faire, que de la cognoistre"[4]).

---

[1]) Montaignes Kunstbemerkungen sind u. a. zu finden in: Bd. I, Kap. 26, Bd. II, Kap. 17, Bd. III, Kap. 3, 5, 9, 12. Es sei aber besonders verwiesen auf Bd. II, Kap. 10. In diesem Essais „Les Livres" gibt Montaigne eine ziemlich einheitliche Analyse und Kritik der von ihm gelesenen Bücher.

[2]) Siehe S. 47/48 unserer Arbeit.
Ferner: Bd. III, Kap. 13, S. 393: „Le jugement tient chez moy un, siege magistral, au moins il s'en e f f o r c e soigneusement."
Siehe dazu u. a. Bd. I, Kap. 11, S. 39 (C). Bd. III, Kap. 11, S. 329.

[3]) Bd. III. Kap. 13 S. 395.

[4]) Bd. I. Kap. 27 S. 298 (C).

Wenn der Kritiker bestehende, vorgeschriebene Regeln an die Kunstwerke anlegt und ihren Wert nach diesen einmal festgelegten Maßstäben abschätzt, so mag das Amt der Kritikers vielleicht einfach sein.

„A certaine mesure basse, on la peut juger par les preceptes et par art. Mais la bonne, l'excessive, la divine est audessus des règles et de la raison"[5]).

Die große, die göttliche Kunst ist nur aus sich selbst heraus zu begreifen. Sie steht hoch über allen Regeln und Vernunftvorschriften. Nur wenige vermögen sie zu verstehen und zu interpretieren. Nur wenige können sich von allgemein geltenden Kunstregeln und von den eigenen vorgefaßten Meinungen befreien[6]).

Montaigne dagegen verlangt, daß der gute Kritiker vorsichtig in der Beurteilung fremder Werke sein soll.

„Pour moy, je ne juge la valeur d'autre besongne plus obscurement que de la mienne"[7]).

Er erzählt uns von seiner Einfühlungsgabe und seinen ursprünglichem Gefühl für Dichtungen:

„Des ma première enfance, la poesie a eu cela, de me transpercer et me transporter . . . la poesie que j'ayme d'une particuliere inclination . . . je l'ayme infiniment"[8]).

Diese Liebe zur Dichtung kann vielleicht dazu geführt haben, daß Montaigne ihre Schönheit oft rein intuitiv erfaßt. Montaignes ästhetische Kriterien, sowohl seine scharf formulierten Einzelurteile[9]) als auch

---

[5]) Bd. I. Kap. 27 S. 298 (C).

[6]) Bd. III. Kap. 8 S. 193 B, S. 204 (C), S. 207 (B).
S. 193: „C'est tousjours un'aigreur tyrannique de ne pouvoir souffrir une forme diverse à la sienne . . ."
S. 204: „j'ay veu, plus souvent que tous les jours, advenir que les esprits foiblement fondez, voulant faire les ingenieux à remarquer en la lecture de quelque ouvrage le point de la beauté, arrestent leur admiration d'un si mauvais choix qu'au lieu de nous apprendre l'excellence de l'autheur, il nous apprennent leur propre ignorance . . ."

[7]) Bd. III. Kap. 8 S. 207 (B).

[8]) Bd. I. Kap. 27 S. 299 (C).
Bd. I. Kap. 26 S. 187 (A).
Bd. II. Kap. 17 S. 414 (A).

[9]) Nur wer die Einzelkritik der Zeitliteratur und der römischen Dichtung liest, kann sich von der überraschenden Neuartigkeit und der konsequenten Anwendung seiner Kunstanschauung überzeugen. Es sei hier auf wesentliche Stellen verwiesen:
„en la poësie Virgile, Lucrece, Catulle et Horace tiennent de bien loing le premier rang." Bd. II, Kap. 10 S. 109.
Ueber Seneca und Plutarch siehe insbesondere: Bd. I, Kap. 26 S. 201, Kap. 27 S. 232 u. a. Bd. II, Kap. 2 S. 22, Kap. 4 S. 45, Kap. 31 S. 515,

seine allgemeinen Kunstprinzipien, kommen erst vermöge seiner geschulten Urteilskraft zu stande.

* *
*

Wie nach der Ansicht Villeys[10]) die Moral vom Montaigne im Grunde eine Psychologie ist, so scheinen mir viele seine Betrachtungen über Kunst die Anwendung dieser psychologisch bedingten Moralphilosophie auf die Kunst zu sein. Auf Grund dieser Einsicht beginnt die „aristotelische" Linie klar zu werden, die sich aus vielen Bemerkungen Montaignes über Kunst herauskristalisieren läßt.

Seine moralphilosophischen Forderungen nach Naivität und Natürlichkeit überträgt Montaigne auf die Kunst.

Montaigne bekämpft als erster jene überkommene Theorie des Schmucks[11]), die die Kunst rein intellektuell betrachtet, in eine methodisch festgelegte Ordnung einfügt und zum technischen Lernobjekt herabwürdigt.

> „Ils font profession de ne presenter pas tousjours leur avis en visage descouvert et apparent: ils l'ont caché tantost sous des umbrages fabuleux de la poësie . . .[12]). Ils montent à cheval

---

Kap. 32 S. 531 u. a. Bd. III, Kap. 5 S. 121, Kap. 6 S. 152, Kap. 9 S, 283 Kap. 12 S. 345 u. a.

Konsequente Ablehnung der populären Zeitliteratur. Nur Boccaccio, Rabelais, Marguerite de Navarre, Jean Second und "L'histoire Aethiopique von Heliodor erscheinen ihm lesenswert, weil sie wenigstens amüsant sind.

Ueber Ronsard und Du Bellay: Bd. I, Kap. 26 S. 219, Bd. II, Kap. 17 S. 448.

„Depuis que Ronsard et Du Bellay ont donné crédit à nostre poësie Françoise et aux parties en quoi Ronsard et Du Bellay excellent, je ne les trouve guieres esloignez de la perfection ancienne."

Ueber Amiot insbesondere Bd. II, Kap. 4 S. 44/45.

Je donne avec raison, ce me semble, la palme à Jacques Amiot sur tous nos écrivains François, non seulement pour la naïfveté et pureté du langage, enquoy il surpasse tous autres, . . . mais sur tout je luy scay bon gré d'avoir sçeu trier et choisir un livre si digne (Plutarchs) . . . .

Virgil, Lucrez, Catull, Horaz, Seneca und Plutarch — schließlich aus seiner Zeit Ronsard und Du Bellay sind für Montaigne die Meister großer Kunst.

[10]) Villey, Sources, Bd. II. S. 396.

[11]) Benedetto Croce, Aesthetik, Bd. I, Berlin 1930.

Siehe insbesondere S. 446 ff. S. 449: „Die Theorie des Schmucks war im Hintergrund immer vorhanden und von allen stillschweigend als außer jeder Diskussion stehend zugelassen. Ein Lichtstrahl leuchtet bei Montaigne auf."

[12]) Bd. II. Kap. 12 S. 291 (A).

parce qu'ils ne sont assez forts sur leurs jambes . . .[13]) . . . à mesure qu'ils ont moins d'esprit, il leur faut plus de corps[14]).

Montaigne geht schließlich sogar soweit, manirierte Schriftsteller der Zeit, die er für untauglich hält, durch Gesetze zum Schweigen bringen zu wollen, oder zu noch ärgeren Strafen zu verurteilen:

„. . . mais il y devroit avoir quelque coërction des loix contre les escrivains ineptes et inutiles, comme il y a contre les vagabons et faineants"[15]).

Unwesentlich ist für Montaigne wer das Kunstwerk geschaffen hat, ob es aus den unbekannten Quellen des Volkes entsteht oder ob der Autor ein berühmter Künstler ist[16]). Unwesentlich sind sämtliche Kriterien, die von außen als Maßstäbe an das Werk herangebracht werden.

„. . . je veux qu'on commence par le dernier point . . . Ny les subtilitez grammairiennes, ny l'ingenieuse contexture de parolles et d'argumentations n'y servent; je veux des discours qui donnent la premiere charge dans le plus fort du doubte[17]). Il ne me faut point d'alechement ny de sauce: je menge bien la viande toute crue[18]); Ainsin, à force beaux mots, ils nous vont patissant une belle contexture des bruits qu'ils ramassent és carrefours des villes[19]). Ceux qui ont donné beaucoup à la grace et à l'élegance du langage, ils sont dangereux à entreprendre[20]).

Montaigne expliziert am Beispiel der Schauspielkunst wie größte Kunst in höchster Einfachheit und Naturnähe besteht[21]). Der wirkliche Künstler soll versuchen, die Natur zu erfassen und nachzuahmen, er soll versuchen, die Dinge zu sehen so wie sie sind, und er soll sie ausdrücken, so wahr und so echt wie möglich.

„Si j'estois du mestier, je naturaliserois l'art autant comme ils (les mauvais écrivains) artialisent la nature[22]). Ce n'est pas

[13]) Bd. II. Kap. 10 S. 111 (B).

[14]) Bd. II. Kap. 10 S. 111 (A).

[15]) Bd. III. Kap. 9 S. 217.

[16]) Bd. I. Kap. 54 S. 398 (C). „La poësie populaire et purement naturelle a des naëvetez et graces parocoù elle se compare à la principale beauté de la poësie parfaitte selon l'art."

[17]) Bd. II. Kap. 10 S. 113.

[18]) Bd. II. Kap. 10 S. 114.

[19]) Bd. II. Kap. 10 S. 119.

[20]) Bd. II. Kap. 12 S. 148.

[21]) Bd. II. Kap. 10 S. 111.

[22]) Bd. III. Kap. 5, S. 120.

Siehe ferner insbesondere Bd. I. Kap. 25 S. 180/81 (C), Kap. 26 S. 221 (C), Bd. II, Kap. 10 und Kap. 12. Bd. III, Kap. 1 S. 8/9, Kap. 3, S. 51. Kap. 13 S. 283, u. a.

raison que l'art gaigne le point d'honneur sur nostre grande et puissante mere nature[23]).

Die künstlerische Schöpfung ist gleichsam eine vitale Lebensfunktion. Alle Vollkommenheit, die höchste Kunst zu erreichen vermag, ist der Natur immanent. Jede äußere Form ist zu verwerfen.

Nous autres naturalistes estimons qu'il y aie grande et incomparable préférence de l'honneur de l'invention à l'honneur de l'allégation[24]).

Wesentlich ist für Montaigne, wie er an manchen Stellen ausdrücklich betont, das „gute Denken".

„Quand je voy ces braves formes de s'expliquer, si vifves, si profondes, je ne dicts pas que c'est bien dire, je dicts que c'est bien penser"[25]).

„Bien penser" bedeutet für ihn nicht logisch begriffliche Deduktion, sondern seine eigene Art des Denkens: Die lebendige Verbindung von Sinnlichem und Geistigem im Bewußtsein des Individuum. Montaigne führt aus:

„. . . je ne dicts pas que c'est bien dire, je dicts que c'est bien penser. C'est la gaillardise de l'imagination qui esleve et enfle les parolles." „Pectus est quod disertum facit"[26]).

Das Wort entspringt dem, der gut und natürlich denkt, gleichsam wie von selbst:

„A ces bonnes gens, il ne falloit pas d'aigue et subtile rencontre, leur langage est tout plein et gros d'une vigneur naturelle et constante"[27]). Le sens esclaire et produictles parolles . . . Elles signifient plus qu'elles ne disent"[28]).

Vollkommene Kunst ist also exakter Ausdruck des Gedankens. Ihr Wesen ist adäquate Wiedergabe guten und natürlichen Denkens. Die Kunst muß die Natur des Individuums und damit die Natur überhaupt nachahmen. Sie wird für Montaigne zu einer Art Erkenntnismittel, die „substance des choses" zu erfahren, deren Teil sie ist. Große Kunst hat die moralische Aufgabe der Naturerkenntnis zu erfüllen.

Mit dieser Ueberbetonung natürlichen Denkens knüpft Montaigne an die aristotelische Tradition an, deren konsequente Ausgestaltung er gerade in seiner Opposition gegen die Rhetorenschulen und Kunsttheorien verwirft.

---

[23]) Bd. I. Kap. 31 S. 265.
[24]) Bd. III. Kap. 12 S. 367.
[25]) Bd. III. Kap. 5 S. 118.
[26]) Bd. III. Kap. 5 S. 118/19.
[27]) Bd. III. Kap. 5 S. 118.
[28]) Bd. III. Kap. 5 S. 119.

Die aristotelische Kunsttheorie beginnt im XV. Jahrhundert in Italien wiederzuerstehen mit den Versuchen bildender Künstler ihre Kunst theoretisch zu begründen: Die Natur, die im Grunde höchste Vernunft ist, wird als echte Quelle aller Kunst betrachtet. Alle Schönheit basiere auf organischer Zweckmäßigkeit. In aller Kunst sei eine Endabsicht enthalten. Der Künstler müsse deshalb, so lautet die Grundforderung, versuchen die Natur so treu wie möglich nachzuahmen. In konsequenter Fortführung dieser Prinzipien kommt man schließlich zu dem Resultat, daß ein scharfer Intellekt durch systematische Studien der Natur, Kunst erlernen könne. Der Gedanke der Lehr- und Lernbarkeit aller Kunst wird populär. Das Ergebnis sind die Rhetorenschulen und Kunstregeln des 16./17. Jahrhunderts.

* *

Die Fundamentalanschauung Montaignes, die wir bis jetzt versucht haben herauszuarbeiten, wiesen ihn als Aristoteliker aus. Mit dieser Anschauung verbindet Montaigne scheinbar ganz widersprechende Gedankengänge, deren historischer Ursprung im Neuplatonismus zu suchen ist.

In allen Perioden seines Lebens finden wir Bemerkungen in denen Montaigne ausdrücklich betont, daß das Wesenselement der Kunst nicht durch den Intellekt zu erklären und zu begreifen sei, vielmehr in den irrationalen Intuitionen des Schaffenden zu suchen ist. Schon zu Beginn seines Schreibens äußert Montaigne:

„Les saillies poëtiques, qui emportent leur autheur et le ravissent hors de soy, pourquoy ne les attribuerons nous à son bon heur? puis qu'il confesse luy mesme qu'elles surpassent sa suffisance et ses forces, et les reconnoit venir d'ailleurs que de soy, et ne les avoir aucunement en sa puissance . . . Mais la fortune montre bien encores plus evidemment la part qu'elle a en tous ces ouvrages, par les graces et beautez qui s'y treuvent, non seulement sans l'intention, mais sans la cognoissance mesme de l'ouvrier"[29]).

Die dichterischen Einfälle sind unerklärbar, keine Methode vermag sie zu deuten. Sie reißen den Künstler mit sich fort und weisen ihn hinaus weit über die Grenzen seines Ich.

„Mille poëtes trainent et languissent à la prosaïque; mais la meilleure prose ancienne reluit par tout de la vigueur et hardiesse poetique, et represente l'air de sa fureur"[30]).

Wesenselement großer Kunst ist dieser „fureur", ein Etwas, das nicht in Worte, nicht in Regeln zu fassen ist, ein Etwas, das uns heran-

[29]) Bd. I. Kap. 24 S. 162/63 (A).

[30]) Bd. III. Kap. 9 S. 283.

trägt an die unbekannten Grenzen des Kosmos. Große Kunst ist nicht an die erfahrbare Natur gebunden und aus ihr zu deuten[31]).

Der „fureur" ist durch keine Analyse zu charakterisieren, ist mit keinem Maßstab abzuwägen, ist nur in seinen Wirkungen zu verspüren. Große Kunst vermag kraft dieses ihr innewohnenden unerklärlichen „fureur" die Natur echter und schöner zu gestalten, als sie dem gewöhnlichen Menschen erscheint.

Der „fureur" des Dichters wirkt so stark, daß wir selbst begeistert ihn zu verspüren glauben, wenn wir nacherlebend ihr Werk betrachten.

> „Mais de ce que je m'y entends, las forces et valeur de ca Dieu se trouvent plus vives et plus animées en la peinture de la poësie qu'en leur propre essence, . . . Elle represente je ne sçay quel air plus amoureux que l'amour mesme. Venus n'est pas si belle toute nue, et vive, et haletante, comme elle est icy chez Virgile"[32]).

Diese Begeisterung für den „fureur poëtique" verbindet Montaigne mit dem Dichter des XVI. Jahrhunderts — mit Ronsard.

Die tiefere Gemeinsamkeit des Dichters und des Moralphilosophen müßte näher beleuchtet werden. Wir begnügen uns im Rahmen unserer Arbeit mit einigen Hinweisen. Montaigne und Ronsard schöpfen die Begeisterung für den „fureur poëtique" aus derselben Quelle: Durch Plato und die platonische Tradition wurde der Gedanke im Frankreich des XVI. Jahrhunderts wach, das keiner durch Kunst allein ein Dichter zu werden vermag, daß der Dichter ergriffen sein muß von jenem Wahnsinn, der von den Göttern kommt, jener heiligen Inspiration, durch die die Muse selbst Besessene macht:

> „Le poëte, dict Platon, assis sur le trepied des Muses, verse de furie tout ce qui luy vient en la bouche, comme la gargouille d'une fontaine, sans le ruminer et poiser, et luy eschappe des choses de diverse couleur, de contraire substance, et d'un cours rompu. Luy mesme est tout poëtique, et la vieille théologie poësie, disent les sçavants, et la premiere philosophie. C'est l'originel langage des Dieux"[33]).

Im Phaidros beschreibt Plato die vier Arten der „mania". Die „mania poiteke' ist den Dichtern von den Musen eingegeben[a]). „Ebenso auch macht zuerst die Muse selbst Begeisterte und an diesen hängt eine ganze Reihe anderer, durch sie sich Begeisternder. Denn alle rechten

[31]) Bd. III. Kap. 9 S. 283 (C).
„C'est une art, comme dict Platon, legere, volage, demoniacle."

[32]) Bd. III. Kap. 5 S. 87.

[33]) Bd. III. Kap. 9 S. 283/84 (C).

[a]) Plato, Phaidros, Stephanus S. 245a/265b.

Dichter alter Sagen sprechen nicht durch Kunst, sondern als Begeisterte und Besessene (katechomenoi) . . . Die Dichter aber sind nichts als Sprecher der Götter, besessen jeder von dem, der ihn eben besitzt." Diese hier auszugsweise wiedergegebenen Sätze stammen aus dem kleinen Dialog „Jon", der die Hauptquelle bildet für die Tradition des „fureur poëtique"[b]). Durch die lateinische Platoübersetzung des Ficinus dringt der Gedanke der „mania poitike" nach Frankreich. (Ficinus übersetzt „mania poitike" mit „furor poeticus", Schleiermacher mit „Wahnsinn".)

Die Theoretiker der Pleiade versuchen den „furor poeticus" zu beschreiben, Ronsard dichtet ihn.

Tels ne furent jamais les versificateurs
Des Muses avortons, ny tous ces imposteurs,
Dont l'ardente fureur d'Appollon n'a saisie
L'ame d'une gentille et docte frenaisie:
Tel bien ne se promet aux hommes vicieux,
Mais aux hommes bien — nez qui sont aimez des Cieux [c]).

In Gedichten an seine Freunde und an den König, immer von neuem singt Ronsard von dem „heiligen Feuer", das in ihm brennt, von der Vollkommenheit des „fureur divine", die ihn selbst ganz ergriffen hat.

„Pour monstrer en chacun lieu
Que les vers viennent de Dieu
Non de l'humaine puissance" [d]).

Montaigne, der um den „fureur poëtique" weiß, muß selbst letztlich resignieren. Ronsard vermag, begeistert von der eigenen Extase auszurufen:

Le jour que je fu né, Apollon qui préside
Aux Muses, me servit en ce monde de guide
. . . . . .
Me donna pour partage une fureur d'esprit
En l'art de bien coucher ma verve par escrit.
Il me haussa le coeur, haussa la fantasie
M'inspirant dedans l'ame un don de Poësie.
Que Dieu n'a concedé qu'à l'esprit agité
Des poignans aiguillons de sa Divinité" [e]).

* *
*

[b]) Plato, Jon, Steph. S. 533e/534e. Uebers. Schleiermacher.

c) Ronsard (Paris 1914/19 Ed. Lemerre, revue par Laumonier) Bd. V. S. 421/22. „Response".

d) Ronsard Bd. II. S. 136.

e) Ronsard Bd. IV. S. 310/11. „Hymne de l'Automne".

Siehe ferner insbesondere „Elegie à J. Grevin", „Ode à de l'Hopital".

Wie wir gesehen haben folgt Montaigne sowohl der aristotelischen wie der platonischen Kunsttheorie.

Als Aristoteliker verlangt er Naturnachahmung, strebt nach Wahrheit und Klarheit des Denkens und wird so zum Wegbereiter der französischen Klassik. — Zu gleicher Zeit beginnt Malherbe seine Maximen aufzustellen. Wenn er auch prinzipiell dieselben aristotelischen Tendenzen wie Montaigne verfolgt, so sind gerade seine rationalen Maßstäbe dem Kunstwollen Montaignes entgegengesetzt.

Dem Platoniker Montaigne widerspricht es, wie sich immer wieder zeigen ließ, ewig fließendes Leben durch konventionelle Normen zu stabilisieren. Die Kunst insbesondere — ein Teilaspekt seines Weltbildes — darf nicht durch Regeln objektiviert werden. Grundbedingung künstlerischen Schaffens ist die Intuition, ist der „fureur poètique"[34]).

Die breite Basis, die der Neuplatonismus bei Ronsard und der Plaiiade gefunden hat, scheint die Entwicklung der rational aristotelischen Kunstrichtung in Frankreich nicht wesentlich zu beeinflussen[35]). Erst die französische Romantik erfährt wieder durch den Neuplatonismus starke Impulse, überspringt das XVII. Jahrhundert und knüpft direkt an Ronsard und die Plaiiade an.

Ebenso wenig wie das französische klassische Jahrhundert in Montaigne seinen Vorgänger ahnt, weiß die Romantik von einem anderen als dem „Moralphilosophen" Montaigne. Gerade Montaignes subjektive Kunstanschauung, seine individuelle Kritik, die man impressionistisch nennen kann, sind Ansätze zu den romantischen Kunsttheorien des IX.—XX. Jahrhunderts.

Die historische Bedeutung Montaignes als Mittler der beiden Kunsttheorien und Wegbereiter der klassischen und romantischen Aesthetik ist, wie mir scheint, in der Montaignebetrachtung bisher viel zu wenig beachtet worden und verdiente eine gesonderte Behandlung.

Dennoch bliebe eine rein historische Deutung unverständlich. Der Zusammenklang der beiden Kunsttheorien kann letztlich vielleicht nur aus der Ganzheit der im Laufe unserer Arbeit dargelegten Entwicklung Montaignes verstanden werden. Jede der hier interpretierten Bemer-

---

[34]) Es handelt sich hier nicht darum die Frage zu klären, die in die Diskussion über Montaignes Glauben einmünden müßte, ob der schöpferische Akt, ob jener ‚fureur poétique" der Natur immanent ist, oder ob er Ausstrahlung einer schöpferischen Kraft ist.

[35]) In den italienischen Kunsttheorien dagegen finden wir auch Ende des XVI. Jahrhunderts ähnliche Verknüpfungen des aristotelischen und platonischen Elements wie bei Montaigne. (Siehe J. Schlosser: Die Kunstliteratur, Wien 1924, S. 338 f.) Der Dualismus dieser beiden Elemente, der für die ganze Weiterentwicklung des Aesthetik wesentlich ist, wird dort aber nicht theoretisch gelöst.

kungen umfaßt immer nur einen Ausschnitt der vielgestaltigen Möglichkeiten Montaignes. Ohne eine gültige Lösung geben zu wollen, kann man, wie ich glaube, seine Gedanken über Kunst, die wir herausgegriffen und zusammengestellt haben, folgendermaßen aus seinem einheitlichen Lebensgefühl begreifen:

Seine Forderung nach Natürlichkeit, Wahrheit, Klarheit verbindet sich mit seinem Glauben an den schöpferischen Einfall, ohne sich zu widersprechen. — Große Kunst ist inbegriffen in der Vielgestaltigkeit der Natur. Sie entsteht aus derselben Schöpferkraft wie alles Sein und unterliegt derselben einheitlichen Gesetzmäßigkeit. Niemals aber vermag der Mensch das All zu erschauen, der nicht vom „fureur" ergriffen ist. Wahre Kunst wirft alle konventionellen Hüllen von sich. Im schlichten, natürlichen Darbringen des ihr eigentümlichen Gehalts liegt neue und ursprüngliche Wirklichkeit. Große Kunst ist reine Wahrheit. In ihr ringt der menschliche Geist um die Gestaltung einer rationell nicht erfaßbaren Inspiration. Große Kunst — sie sei wie sie wolle — gibt letztmögliche Erkenntnis von der unerklärlichen Ordnung des Kosmos.

* *
*

Die Essais selbst, weisen, wie schon aus unseren Analysen hervorgeht, Ordnung und Gesetzmäßigkeit auf, andererseits entwickelt aber Montaigne besonders in seinem Stil Eigentümlichkeiten, die in der Romantik und in Dichtungen des Symbolismus deutlich werden.

Montaigne fühlt sich nicht als Künstler, er will nur in seinen Essais, seinen Forderungen gemäß, den wahren und natürlichen Ausdruck für die Beschreibung seines Ich und für seine Gedanken finden:

> „Je suis affamé de me faire connoistre . . . Je n'ay pas plus faict mon livre que mon livre m'a faict, l i v r e c o n s u b s t a n t i e l à son autheur, d'une occupation propre, membre de ma vie . . . Icy, nous allons conformément et tout d'un trein, mon livre et moy. Ailleurs, on peut recommander et accuser l'ouvrage à part de l ouvrier; icy non: que touche l'un, touche l'autre . . . En fin, toute cette fricassée que je barbouille icy n'est qu'un registre des essais de ma vie"[36]).

Montaigne will seine Seele ganz nackt zeigen. Er will sich seines Ichs, das ihn drängt, so und nicht anders zu schreiben, er will sich seiner ihm eigentümlichen Art ganz bewußt werden.

---

[36]) Bd. III. Kap. 5 S. 84.
Bd. II. Kap. 18 S. 452 (C).
Bd. III. Kap. 2 S. 28.
Bd. III. Kap. 13 S. 398.

„Il n'est desir plus naturel qu le désir de connoissance“[37]).

Immer intensiver sucht Montaigne alle Wandlungen seines Ichs in ihrem natürlichen Ablauf als solchen zu erfassen, sich selbst dieser inneren Form gemäß zu geben und zu gestalten. Die Selbstbeschreibung, die gleichsam „par fortune“ entstand, wird im dritten Buch mit vollem Bewußtsein ausgebildet. Die innere Zeichnung, die der Arbeit und Ausführung vorangeht, muß wie durch göttlichen Funken im Menschen sein. — Diese Spannung zwischen dynamisch drängenden Kräften und einer Statik, die allem Geschehen zugrunde liegt, ist Montaigne immanent. Montaigne sieht sein eigenes Bewußtsein als Einheit und Ruhepunkt. Gleichzeitig aber als Prozeß, der sich dauernd erneuert. Montaigne spürt den Zwiespalt seines Wesens: Das Treibenlassen und das Wissenwollen, wieso es ihn so und nicht anders treibt. Der Drang sich ganz den natürlichen Kräften zu unterwerfen und dennoch das Verlangen, sie zu ergründen und zu lenken. Montaigne gibt sich zwar willenlos der Dynamik der Natur hin, gleichzeitig will er aber die allem Lebendigen innewohnende Ordnung erfahren. Er glaubt sich selbst in all seinen Wandlungen, in all seinen Aeußerungen inbegriffen in den dynamischen Prozeß organischen Werdens. So gibt Montaigne in seinen „Versuchen“ sein eigenes unerfüllbares Sehnen, die unbekannte Statik, jene tiefere Einheit und Gesetzmäßigkeit des Kosmos zu erkennen.

* *
*

Montaignes Prosa klingt für uns oft wie Dichtung.

Montesquieu ruft aus:

„Les quatre grands poètes Platon, Malebranche, Shaftesbury, Montaigne!“

Montaigne hat eine zu hohe Auffassung von Dichtung, um mittelmäßiges Machwerk produzieren zu wollen:

„On peut faire le sot par tout ailleurs, mais non en la Poesie“[38]).

Abscheu vor den Tausenden von Dichtern, die

„trainent et languissent à la prosaique“[39]). „. . . j'argumente par là, que les productions de ces riches et grandes ames du temps passé sont bien loing au delà de l'extreme estendue de mon imagination et souhaict . . . Je juge leur beauté; je la voy, si

[37]) Bd. III. Kap. 13 S. 379.
[38]) Bd. II. Kap. 17 S. 414.
[39]) Bd. III. Kap. 9 S. 283.
[40]) Bd. II. Kap. 17 S. 416 (A).

non jusques au bout, aumoins si avant qu'il m'est impossible d'y aspirer“[40]).

Montaigne bescheidet sich und sagt nur:

„J'ayme l'allure poëtique, à sauts et à gambades“[41]).

Montaignes Gedanken und Beispiele folgen einander „à sauts et à gambades“. In seinem Stil sind die Zusammenhänge der Gedanken reine Temperamentssache, psychologische Assoziationen, keine logischen Ableitungen. Montaigne verzichtet auf alle überkommenen philosophischen Methoden. Seine Philosophie ist nicht ein systematisches Begriffsgebäude, die Selbstcharakteristik nicht Konstruktion eines einmal festliegenden Charakters. Montaigne zeichnet in seinen Essais lebendiges Leben. Er ist besonders empfänglich für die Mannigfaltigkeit des Daseins. Aus dem Aspekt seines eigenen stark differenzierten Wesens sieht er nirgends einfache, klare Linien. Die Vielgestaltigkeit und Kompliziertheit zieht ihn an. Montaigne will in seinen Essais die Fülle des Lebens gestalten, sowie er sie in den ständigen Wandlungen seines Ichs erlebt:

„Comme à faire, à dire aussi je suy tout simplement ma forme naturelle“[42]). Mon style et mon esprit vont vagabondant de mesmes[43]). Le parler que j'ayme, c'est un parler simple et naif, tel sur le papier qu'à la bouche, un parler succulent et nerveux, court et serré, non tant delicat et peigné comme vehement et brusque . . . chaque lopin y face son corps“[44]).

Montaignes Stil entwickelt sich erst allmählich zu seinem eigenen Stilideal der Spontanität und Natürlichkeit. Er springt von einem Einfall zum anderen über und läßt mit natürlicher Lebendigkeit Bild auf Bild folgen. Aber nirgends chaotische Fülle wie bei Rabelais.

„Je me recouppe si souvent à faute d'haleine, je n'ay ni composition, ny explication qui vaille, ignorant au-delà d'un enfant des frases et vocables qui servent aux choses plus communes; pourtant ay-je prins à dire ce que je scay dire, accomodant la matière à ma force“[45]). „Je prononce ma sentence par articles descousus, ainsi que de chose, qui ne se peut dire à la fois et en bloc“[46]). Diversement traicter les matières est aussi bien les traicter que conformément[47]).

Das äußere Durcheinander ist also teilweise gewollt, um seine „matières“ ihrem Gehalt gemäß zu behandeln, und damit seine

[41]) Bd. III. Kap. 9 S. 283 (B).
[42]) Bd. II. Kap. 17 S. 418 (A).
[43]) Bd. III. Kap. 9 S. 283 (C).
[44]) Bd. I. Kap. 26. S. 220/21 (A und C).
[45]) Bd. I. Kap. 21 S. 134 (C).
[46]) Bd III. Kap. 13 S. 395 (B)
[47]) Bd. II. Kap. 12 S. 243 (C).

Forderung nach Echtheit und Natürlichkeit zu erfüllen. Montaignes „natürliche Methode" schließt weder Arbeit noch angestrengte Intensität aus. Er betont oft, daß es seiner vollen Willensanspannung bedarf, um die Gedanken, die ihm auftauchen, natürlich und eindeutig zu sagen. Mit einem stark ausgeprägten Empfinden für Stilnuancen hat er seinen eigenen Stil mit ungeheurer Sorgfalt gefeilt. Er korrigiert selten, um den Inhalt seiner ehemaligen Gedanken abzuändern. Er verbessert entweder einfache Stilunebenheiten oder er will durch stärkere Ausdrücke und neue Metaphern die Spontanität von Gedanken und Stil deutlich hervorheben. So seltsam es erscheinen mag: Montaigne nimmt nach mehr als zehn Jahren wohlüberlegte Stilkorrekturen vor, um die Natürlichkeit und den plötzlichen Impuls des d a m a l i g e n Gedankens zu verstärken! Tatsächlich ist es aber Montaigne gelungen, seinen Stil so zu erarbeiten, daß wir den Eindruck erhalten, den er erwecken wollte. Lanson betont sehr richtig: „Aussi cultivera-t-il le décousu de son développement comme conforme à son caractère"[48]). Der freie Rhythmus des Aufbaus ist die adäquate Gestalt, in der Montaigne den sprühenden, hüpfenden Rhythmus seines Stils ganz zu geben vermag. Erst das Erfassen dieses eigentümlichen Stils vermittelt tieferes Verständnis für die Einheit seiner Essais.

Dieselbe Tendenz des Aufbaus, Geistiges und Sinnliches zu verbinden, ist Montaignes Stil eigentümlich — so kann er einen Zusammenklang des Wechsels von Abstraktem und Konkretem schaffen. Jedes der beiden Elemente enthält mehr oder weniger schon das Andere. Montaigne beschreibt seine Gedanken in der sogenannten „Philosophischen Betrachtung" bildhaft und lebendig. Sein Wollen, sinnliche Vorstellungen für abstrakte Begriffe zu vermitteln, führt ihn mit werdender Reife zu immer reichlicherem Gebrauch von Metaphern[49]). Sainte-Beuve[50]) charakterisiert die Eigenart von Montaignes Stil sehr treffend:

> Dans l'habitude et la continuité de son style, Montaigne est l'écrivain le plus riche en comparaisons vives, hardies, le plus naturellement fertile en métaphores, lesquelles chez lui ne se séparent jamais de sa pensée, mais la prennent par le milieu, par le dedans, la joignent et l'étreignent! A cet égard, en obéissant si pleinement à son génie, il a dépassé et quelquefois excédé celui de la langue. Le style bref, mâle, qui frappe à tout coup qui

---

[48]) Lanson, Les Essais, 1930, S. 350.

[49]) Schnabel gibt in seiner Abhandlung eine statistische Aufzählung der Metaphern bei Montaigne, aus der eindeutig hervorgeht, in welchem Maße in den Texten B und C der Gebrauch von Metaphern zunimmt. W. Schnabel, Montaignes Stilkunst, Breslau, 1931.

[50]) Sainte-Beuve, C. d. L., Bd. IV, S. 79.

enfonce et qui redouble le sens par le trait, ce style duquel on peut dire qu'il est une épigramme continuelle, ou une métaphore toujours renaissante, n'a été employé chez nous avec succès qu'une seule fois, et c'est sous la plume de Montaigne."

Sein metaphorischer Stil ist nicht eine Flucht in das Bild, er entspricht im Gegenteil dem Bedürfnis Montaignes, alle Erscheinungen des Lebens so wahr und so echt wie möglich zu vermitteln. Montaigne will seine Gedanken nicht verhüllen, er will sie durch die Metaphern klarer und plastischer darlegen. So vergegenständlicht Montaigne das Abstrakte und gestaltet den Zusammenhang von Natur und Geist.

Montaignes lebendige Anschauung vom Zusammenhang alles Geistigen und Sinnlichen, vom Zusamenhang des Seelischen und Körperlichen führt dazu, daß seine Sprache immer voller von Metaphern und Vergleichen wird. Je stärker Montaigne die Verbindung von Geistigem und Sinnlichem im eigenen Ich erlebt, um so metaphorischer wird auch seine Sprache. Das Bewußtsein der Einheit des eigenen Ich erwächst aus Montaignes Wissen um die Einheit des Alls. Individuum und Welt sind nicht mehr zu trennen. Montaigne hat in der dritten Schaffensperiode (B) die Neigung, alle Erfahrung am konkreten Ich als abstrakte, allgemein gültige Regel zu deuten, die „Selbstcharakteristik" mit der „Philosophischen Betrachtung" zu identifizieren. Durch seinen metaphorischen Stil, der sich zu gleicher Zeit deutlich entwickelt, entsteht die natürliche Verknüpfung von Sinnlichem und Geistigem. Die Metapher drückt das eine durch das andere aus. — Montaignes metaphorische Sprache ist nicht nur ein Stilmittel, daß seine eigene Forderung nach Klarheit und Natürlichkeit erfüllen hilft, sie versinnbildlicht gleichzeitig sein Grundgefühl von der metaphysischen Einheit alles Seins.

* *
*

„Die Form der Essais" entspricht der „forme maistresse" seines Wesens, seinem Lebensgefühl und seinem Kunstwollen. Die Spannung Subjekt — Objekt, der ewige Gegensatz Natur und Geist wird in den Essais von Montaigne ausgeglichen. Montaigne bringt nicht etwa eine Auflösung dieser Dialektik durch nachträgliche Synthesis, er berührt die philosophische Problematik gar nicht ernsthaft von der erkenntnistheoretischen Seite. Das Bewußtsein der eigenen Einheit — sein Streben nach tieferer Einheit des Kosmos — läßt Montaigne teils unbewußt den inneren Zusammenklang aller Gegensätze in der Form seiner Essais hervorbringen. — Wer sich nicht nur mit einzelnen Gedanken Montaignes beschäftigt, sondern die Essais in ihrer Vielfalt auf sich

wirken läßt, der vermag in äußerer Mannigfaltigkeit die Einheit der Essais zu erleben.

> „O Dieu, que ces gaillardes escapades, que cette variation a de beauté, et plus lors que plus elle retire au nonchalant et fortuite. C'est l'indiligent lecteur qui pert mon subject, non pas moy"[51]).

Es liegt also an unserer mangelnden Einfühlungsgabe, wenn wir nicht die innere Einheit der Essais entdecken. Wir gehen mit einer ganz bestimmten Vorstellung über Komposition, Ordnung und Einheit an die Essais heran. Unsere eigene enttäuschte Erwartung bezeichnen wir einfach als Regellosigkeit. „L'indilligent Lecteur", der den Gegenstand Montaignes nicht zu erfassen vermag!

Alle so differenzierten Elemente seiner Essais sind Teile des Alls, und wechselseitig untereinander bedingt. Jeder Strich seines Buches, so abwegig er erscheinen mag, zeichnet lebendiges Leben — ist inbegriffen in die Harmonie des Kosmos. „Nostre vie est composée, comme l'armonie du monde . . ."[52]).

---

[51]) Bd. III. Kap. 9 S. 283 (C).

[52]) Bd. III. Kap. 13 S. 413.

Schluß.

Wir haben gezeigt, daß der Aufbau der Essais dem Kulturbewußtsein des XVI. Jahrhunderts entspricht und überwiegend Gemeingut der Zeitliteratur ist. Der Aufbau, den die Zeitgenossen einfach aufgegriffen haben, erhält durch die Persönlichkeit Montaignes seine ihm eigentümliche Gestalt. Dieselbe Struktur bleibt prinzipiell bestehen. Montaigne modifiziert sie von innen heraus, seiner Entwicklung entsprechend[53]).

Im Beginn seines Schreibens hatte Montaigne einfach den primitiven Aufbau aus der Vulgärliteratur des XVI. Jahrhunderts übernommen: Wechsel vom Konkreten und Abstrakten. — Das Konkrete, die „Beispiele" stammen wie bei seinem Zeitgenossen aus der Historie und aus mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung. Das „Abstrakte", die sogenannte „Philosophische Betrachtung", wird gleicherweise aus der Literatur und aus mündlichen Berichten entlehnt. — Der rhythmische Ablauf der beiden Elemente erscheint in den meisten Anfangsessais (A 1) ganz deutlich. Das Verhältnis von Konkretem und Abstraktem ist ziemlich ausgeglichen.

---

[53]) Es sei hier nochmals kurz das reine Schema der Wandlung dieses Aufbaus angegeben.

Rhythmischer Wechsel: Konkret — Abstrakt — Konkret — Abstrakt . . .

Aufbau der Zeit, wie ihn Montaigne zu Beginn seines Schreibens (A 1) übernimmt.

Konkret	Abstrakt
Besonderes	Allgemeines
Beispiele	*Philosophische Betrachtung*
Aus der Historie und aus der Ueberlieferung. („Beisp. H.", „Beisp. Ueb.").	Uebernommene Philosophie aus der Lektüre und aus der Zeit („Phil. B.").

Wandlung dieses Aufbaus durch Montaigne. Beginn in A 2 um 1574. Höhepunkt in der 3. Periode B um 1588.

Anfangs gleichmäßige Betonung beider Seiten.

Beispiele	*Philosophische Betrachtung*
Die Beispiele werden aus eigener Erfahrung entnommen. Beispiele ist das eigene Ich („Selbstch.", „Beisp. Erf.").	Philosophie sind die Schlüsse aus der persönlichen Erfahrung. Urteile des eigenen Ich, die allgemeine Bedeutung erhalten. („Phil. B.").

Verschiebung des Akzents: Ueberbetonung des Konkreten. Starke Konkretisierung des Abstrakten. Die beiden Elemente sind nicht mehr deutlich getrennt und beginnen ineinander überzugehen.

Sein Schreiben weist Montaigne den Weg zu immer stärkerer Verinnerlichung des äußerlich Uebernommenen.

Wir haben versucht, im Laufe unserer Arbeit zu zeigen, wie Montaigne sein eigenes Ich für die Tatsache hält, aus der er tiefste und wahrste Erfahrung schöpfen kann, wie er mit wachsender Sicherheit seines Selbstbewußtseins sein Ich als Beispiel untersucht. Er vertieft sich schließlich so in die Betrachtung seiner selbst, daß er die übernommenen Beipiele zum großen Teil durch „Selbstcharakteristik" ersetzt. Ebenso verändert Montaigne die überlieferte „Philosophische Betrachtung" und gibt in ihr seine ganz persönliche Gedanken.

Auf der Höhe seines Schaffens wird also das Beispiel, wird er selbst Mittelpunkt der Essais. Alle anderen „Beispiele" und „Philosophischen Betrachtungen" konzentrieren sich in der „Selbstcharakteristik". Derselbe formale Aufbau, der Wechsel von Konkretem und Abstraktem bleibt zwar bestehen, aber durch die Ueberbetonung der Selbstcharakteristik ändert sich das Verhältnis von Konkretem und Abstraktem. Es ergibt sich rein formal eine deutliche Modifikation des anfangs gleichmäßigen Wechsels zugunsten des Konkreten.

Gleichzeitig wird der Aufbau freier und reicher. Die beiden Elemente sind nicht mehr eindeutig getrennt und beginnen stark ineinander überzugehen. Das Abstrakte wird durch immer neue Metaphern vergegenständlichst. Das Konkrete erhält durch den allgemeinen Sinn, den Montaigne in der „Selbstcharakteristik" entdeckt, rein abstrakten Wert für die ganze Menschheit.

Die Eigentümlichkeit der Essais liegt wohl nicht nur darin, daß Montaigne gerade diesen Aufbau wählt und schließlich sein Ich zum Mittelpunkt macht. Wesentlich ist das wie.

Montaigne überträgt sein Lebensgefühl und seine ethischen Forderungen auf die Kunst. In seinem Schreiben sucht er die Form zu erarbeiten, welche seinen eigenen Forderungen ganz entspricht. Montaigne will die Komplexität des Lebens „wahr und natürlich" gestalten. Er ist sich selbst nur ein Geschöpf in der Fülle der Erscheinungen. Und wie alles Sein glaubt er sich dem einheitlichen Gesetz der Natur unterworfen. Unendlich Verschiedenes wirkt zusammen. Jedes Einzelne ist aber bedeutsam für das Ganze, und nur im Ganzen zu begreifen. Montaigne sucht die Gesetzmäßigkeit des Alls in seinem eigenen Ich aufzuspüren. Er will die Form finden, die im Aufbau, Inhalt, Stil, die in ihrer Ganzheit seinem Wesen und Wollen adaequat ist. Die Form, in der er sein Schwanken und seine plötzlichen Einfälle, seine innere Wandlung und seine neuen philosophischen Gedanken — und gleichzeitig sein unveränderliches Grundgefühl, das Streben nach neuer Ordnung, Einheit und Wahrheit darzustellen vermag.

In dem rhythmischen Wechsel von Sinnlichem und Geistigem kann Montaigne seine natürliche Vitalität, die Spontanität seines Geistes frei werden lassen. Und dennoch: Der scheinbaren Willkürlichkeit der Kompositionsweise zum Trotz liegt in dieser rhythmisch wiederkehrenden Darstellung des Dualismus schon jene tiefere Einheit, die Montaigne sucht. Der Bau der Essais ist dynamischer Träger eines ideellen Ablaufs, der dem gegensätzlichen Verhalten des Geistes zur Natur und dem Streben nach Verbindung entspricht. — Es scheint mir, als wenn Montaigne den ewigen Gegensatz Einheit — Vielheit, Subjekt — Objekt, Geist — Natur, nicht auf intellektuellem Wege, sondern durch seine Kunst selbst löst. Montaigne sucht Einheit und Harmonie in der Welt, und er beseitigt die Dialektik des Daseins durch seine Gestaltung. Die Form der Essais, der in äußerer Mannigfaltigkeit die Einheit des Aufbaues immanent ist, scheint mir die Lösung zu sein, in der Montaigne alle Ausstrahlungen seines differenzierten Wesens ganz zu geben vermag.

* *
*

Wir haben in unserer Arbeit ein Lebensgefühl stabilisiert, dessen Wesen Dynamik ist. Wir haben universales Werden durch begriffliche Formulierung wieder ins Sein verlegt. Nichts widerspricht der Eigenart Montaignes mehr als solche systematischen Ausführungen. Wenn wir uns mit Sainte-Beuve fragen, was wohl Montaigne selbst über diese Zusammenfassung dächte, so müssen wir zugeben, daß er sie ebenso, wie alle abstrakt-methodischen Formulierungen weit von sich gewiesen hätte.

Montaigne hat niemals den Versuch gemacht, die Gedanken, die ihm auftauchen, methodisch auszubauen. Er will nur sein eigenes Gesetz und die seinem Ich adaequate Form finden. —

In der Vielgestaltigkeit Montaignes liegt eine Unzahl von Möglichkeiten. So wie das ihn bestimmende und von ihm bestimmte Gesetz seiner Form aus ihm selbst immer neue Zusätze herausfordert, so weckt diese neue schöpferische Ordnung der Essais ständig die Aktivität derjenigen, die seine Essais lesen. Jede Betrachtung wird dann im letzten Grunde zum Ausdruck des eigenen Wesens.

Montaigne wird ständig anders und immer von neuem als ein Neuer entdeckt. Die Essais lösen dauernd neue Kräfte aus. Kaum daß wir glauben Montaigne zu begreifen, erscheint er uns schon wieder verändert. So wandelt Montaigne sich noch in seiner Wirkung dauernd weiter, so vielgestaltig wie das Leben selbst, dessen Einheit und Mannigfaltigkeit er in der neuen Form seiner Essais zu gestalten suchte.

Anhang zu Teil A 1

Villey unterscheidet trotz der geistigen Gemeinsamkeiten folgende Gruppen der sogenannten „Vulgärliteratur" des XVI. Jahrhunderts. Wir wollen hier kurz diese Gruppen, die oft zusammenlaufen, ganz von einander abgegrenzt angeben, ferner die Namen und Werke einiger auch für Montaigne wichtiger Schriftsteller:

I. Traductions:

Wesentlich sind u. a. besonders Uebersetzungen von Plato, Xenophon, Cicero und Seneca. (Die Namen der einzelnen Uebersetzer sind unwichtig.) Hervorragend in jeder Beziehung ist allein:

Jacques Amiot:

Les Vies des hommes illustres. 1559.
Oeuvres morales . . . 1574.
(Uebersetzung von Plutarch,)

II. Fables:

Insbesondere Uebersetzungen der Fabeln von Aesop.

III. Sentences, Morales:

Aus der Fülle dieser Literatur sei hier nur genannt:

Erasme:

Adages. Erstaufl. 1500.
Genauer Titel: Des Erasmi Rot. in epistolas apostolicas paraphrasis.

Stobée:

Anthologie. Erstaufl. 1543.
Genauer Titel: Johannis Stobaei sententiae ex thesauris Graecorum delectae, quarum authores circiter ducentos et quiquaginta citat: . . .

Apophtegmes:

Nach dem Modell von Plutarch hatte man Bände dieser sog. Apophtegmes aus den „Adages" von Erasme herausgelöst. Das sind Sentenzen, die hochgestellten Persönlichkeiten in den Mund gelegt werden. (Namen der einzelnen Autoren sind unwesentlich. Zur Zeit als Montaigne zu schreiben begann, hatten die „Apophtegmes" ungeheuren Erfolg.)

IV. Leçons Diverses:

Der meistgelesene Typ sind diese kurzen belehrenden Kapitel. Dieser Literaturzweig geht aus von

Antonio de Guevara, Spanier 1490/1545.
Epistres dorées, morales, familières et discours salutaires du Sieur Don Antoine de Guevera . . .
Ins Französische übersetzt vom Seigneur de Guterry 1563.
Die französische Erstauflage erscheint 1563, nicht 1565 wie Villey angibt.

Pedro di Mexia: Les diverses leçons de P. M.
La silva di varia leccion de P. M. 1542.
Italienische Uebersetzung 1544.
10. Aufl. in Madrid 1576.
Französische Uebersetzung von C. Gruget 1552.
P. M. ist ein Schüler Antonio de Guevaras, sein Werk hat nach den Angaben Villeys, wie man schon aus der Auflageziffer ersieht, den stärksten Publikumserfolg.

Pierre Breslay: L'Anthologie ou recueil de plusieurs discours notables, tirez de divers bons auteurs Grecs et Latins . . . 1574.

Pierre Boaistuau, genannt Launay:
Bref discours de l'excellence et dignité de l'homme, faict en latin par P. B., natif de Bretaigne, puis traduit par luy mesme en François . . . 1558.
Le théâtre du monde . . . 1564.

V. Politique:

Einige Werke, die besonders wichtig sind und die auch Montaigne stark beeinflußt haben, sollen hier genannt werden:

Niccolo Macchiavelli:
Il Principe. 1513.
Discorsi. 1522.

Jean Bodin:
Les six livres de la République. 1576.

Innocent Gentillet:
Discours, sur le moyens de bien gouverner et maintenir en bonne paix un Royaume, ou autre Principauté . . . Contre Nicolas Machiavel Florentin . . . 1576.

F. La Noue: Discours politiques et militaires. 1587.

Anhand von Analysen soll hier n u r der gemeinsame Aufbau dieser verschiedenen Gruppen aufgewiesen werden. (Zum Verständnis der folgenden Beispiele verweise ich auf die Tabelle der Abkürzungen im Text S. 00.)

A. Verhältnismäßig gleichmäßiger Wechsel von Abstraktem und Konkretem.

Aus der Gruppe I: **Traductions** haben wir ein beliebiges Kapitel aus Amiot herausgegriffen.

Jacques Amiot: Oeuvres Morales[1]**.**

Analyse Bd. I. Kap. 28. S. 144/45.

Quelles Passions et Maladies sont les pires, celles de l'âme ou celles du corps.

Phil. B. Homer aiant considéré . . . Der Mensch ist das elendeste aller Geschöpfe. Amiot führt diesen Gedanken weiter aus. Zur Untersuchung der angegebenen Behauptung unternimmt er die Teilung in Körper und Seele.

Beisp. Ueb. Or le regnard d'Aesope . . . Fabel von Aesop zum Vergleich.

Phil. B. Disons donques aussi . . . In der Seele des Menschen gibt es unendlich Vieles, das sich nicht im Aeußern abzeichnet.

Amiot zählt einzelne Krankheiten der Seele auf. Die schlimmste Krankheit ist der Wahnsinn; denn das Urteilsvermögen, kraft dessen sich der Mensch über seine Krankheit klar wird, ist gerade krank. Jeder Mensch dagegen, der körperlich krank ist, empfindet seine Krankheit deutlich, und vermag dagegen zu wirken. Die Krankheiten der Seele sind darum so schlimm, weil den Menschen das Bewußtsein ihrer Krankheit fehlt.

Beisp. Erf. Voyez vous . . . Beispiel des Volkes, das in Massen kommt, um den Göttern zu opfern.

Phil. B. De quelles fievres . . . Amiot gebraucht zwar nicht das Wort Psychose, aber er versucht die Ursachen krankhafter Leidenschaften zu ergründen. Es gibt, wie er meint, ganz verschiedene Gründe, durch welche dieselben Wirkungen hervorgerufen werden.

---

[1]) Amiot, Oeuvres Morales, Paris 1574. Benutzte Ausgabe Paris 1618.

Aus der Gruppe IV: **Leçons diverses** seien zwei Kapitel eines charakteristischen Autors analysiert.

Pedro di Mexia; französisch: Pierre Messie, Les diverses leçons[2]**).**
Analyse Bd. I. Kap. 26. S. 109 ff.

Des variables natures des hommes, outre les naturelles inclinations, et d'où procède la cause.

Phil. B. A la diversité des complexions . . . Betrachtung über Verschiedenheit der natürlichen Anlagen des Menschen.

Beisp. Erf. On trouvera . . . Einzelne Beispiele aus dem Leben über die Differenziertheit der Menschen.

Phil. B. Toutes les . . . Diese Vielfalt ist ein Zeichen der Größe Gottes.

Beisp. H. Seneque escrit . . . Es folgen über 20 Beispiele und Belege aus Seneca, Plinius, Sucton, Sokrates, Plato, Aristoteles usw., die die verschiedene Veranlagung des Menschen und die Vielfalt der Anschauungen darlegen.

Phil. B. Pour la . . . Messie meint: „Pour la divers propriété des hommes il suffira des exemples alleguez qui sont vrais et tesmoignez . . .“

Beisp. Ueb. Folgen noch weitere Beispiele, keine Zusammenfassung, wie sie Messie angekündigt hatte.

Pierre Messie, Les diverses leçons.
Analyse Buch V. Kap. 18. S. 604/05.

Comme on peut dire mensonge sans mentir.

Phil. B. Mensonge est un des plus grands vices . . . Die Lüge ist das Schlimmste, was es gibt. Einmal, aus allgemein moralischen Erwägungen, besonders aber weil sie entgegengesetzt ist „à la vérité qui est Dieu“.

Beisp. Ueb. Salomo . . . Messie führt als Beweis seiner Behauptung König Salomo an, der die Lüge auch zu den sieben Lastern zählt.

Phil. B. En somme . . . In allen Zeiten, schließt Messie, ist die Lüge verachtet worden, sowohl bei den Christen, als auch bei . . .

Beisp. Ueb. Aussi on peut voir par Euripides . . . Euripides (nach den Angaben von Stobée).

---

[2]) Messie, Les diverses leçons, Uebers. Gruget, Paris 1552. Benutzte Ausgabe Paris 1584.

Phil. B. Or pour m'arrester . . . Unterschied zwischen „mentir" und „dire mensonge" wird aufgezeigt.

Beisp. Ueb. C'est ce que disoit . . . Zur Unterstreichung seiner Anschauung, daß ein anständiger und kluger Mensch niemals lügt, führt Messie vermeintlich historische Belege an.

Phil. B. Quant à moi . . . Messie gibt einen Rat: Man soll der Lüge als Sünde entfliehen.

Beisp. Ueb. Car comme dit . . . Noch ein Beweis für seine Ansicht.

Phil. B. Autant on peut dire . . . Messie meint, daß das Schminken auch eine Lüge sei.

Beisp. Ueb. Comme estoit ce veillard . . . Beispiel eines Greises von dem Theophrast berichtet, daß er sich Bart und Haare färben ließ, um Jugend vorzutäuschen.

Beisp. Ueb. Et comme . . . Auch Archidameus kämpft gegen die Lügen im öffentlichen Leben.

Phil. B. Tellement que, selon Archidameus . . . Messie zitiert das Urteil des Archidameus: viele Menschen verbergen durch Worte und Taten die Wahrheit. Das ist zu verwerfen.

Wenn auch die Durchgestaltung desselben Aufbaus Amiot von Messie und der Masse der üblichen Vulgarisatoren abhebt[1]), zeigen die oben gegebenen Schemata das, worauf es uns hier ankommt: Wir entnehmen einen Wechsel von „Philosophischer Betrachtung und „Beispiel". Die „Philosophischen Betrachtungen" sind zum größten Teil Schlüsse aus den Beispielen und haben oft moralisierende Tendenzen. Die Betrachtungen sind aber ganz unpersönlich (ausgeführte Zitate). Die „Beispiele' sind aus der Historie und aus der Ueberlieferung übernommen. Die Betonung liegt weder auf dem „Beispiel", noch auf der „Philosophischen Betrachtung". Der Wechsel zwischen „Phil. B." und „Beispiel" ist regelmäßig.

B. Wechsel von Abstraktem zum Konkretem. Ueberbetonung des Abstrakten.

Aus der Gruppe V: **Politique** haben wir ein Kapitel von Macchiavelli ausgewählt. Macchiavelli hat durch Nachahmung und Opposition starken Einfluß auf die französische politische und historische Literatur des XVI. Jahrhunderts gehabt. Macchiavelli scheint uns ein besonders charakteristisches Beispiel dieser Gruppe zu sein.

Niccolo Macchiavelli, Il Principe[3]).

Analyse Kap. 3. S. 5/14.

Von den vermischten Fürstenherrschaften.

Phil. B. Mit der . . . Betrachtung über die Schwierigkeit der neugegründeten Fürstenherrschaft.
Pol. Regel: Der neue Herrscher muß hart gegen seine Untertanen sein.

Beisp. H. Aus diesem Grunde . . . Beispiel wie Ludwig XII. Mailand erobert hat.

Beisp. H. Daß Frankreich . . . Wie Frankreich zweimal Mailand verliert.

Phil. B. Meine Ueberzeugung ist die . . . Pol. Betrachtung: Folgt eigene politische Einstellung, die Macchiavelli auf Grund dieser Beispiele gibt.

Beisp. H. So haben es die Türken . . . Beispiel der Kolonisierung Griechenlands durch die Türken.

Phil. B. Denn wohnt man . . . Pol. Betrachtung über Kolonisierung. Folgt pol. Regel über die Behandlung der unterworfenen Völker.

Beisp. H. So riefen z. B. die Ätoler . . . Beispiel von den Ätolern.

Phil. B. Es ist die Ordnung . . . Macchiavelli folgert aus den vorangegangenen Beispielen einen neuen politischen Merksatz. Er zeigt, daß man die politischen Handlungen lenken muß, um nicht die Eroberung zu verlieren.

Beisp. H. Die Römer . . . Allgemeines über die Kolonisierung der Römer als spezielles Beispiel: Provinz Griechenland.

Phil. B. Die Römer taten . . . Macchiavelli meint, daß „die Römer das taten, was alle klugen Fürsten tun müssen". Rücksicht ist notwendig, nicht nur auf die gegenwärtigen, sondern auch auf die zukünftigen Unruhen.

Beisp. Erf. Damit ist es so . . . Vergleich von Staat und Krankheit.

Phil. B. So geht es auch in der Politik . . . Aus diesem Vergleich folgt, daß man auch in der Politik lieber vorbeugen, als aufschieben soll.

---

[3]) Es wird hier nur auf den Principe eingegangen. Il Principe. 1513. Benutzte Ausgabe die deutsche Uebersetzung von Friedrich Blaschke, Der Fürst, Leipzig 1924.

Beisp. H. Daher beugten die Römer . . . Haltung der Römer in Italien, die in kluger Voraussicht einen Krieg mit Philipp und Antiochus in Griechenland führten.

Beisp. H. Aber wenden wir uns Frankreich zu . . . Macchiavelli führt einen Fall aus seiner Zeit an. Ludwig XII. tat in Italien das Gegenteil von dem, was er hätte tun müssen, um an der Macht zu bleiben.

Phil. B. Eroberungslust . . . Eroberungslust entspricht ganz der menschlichen Natur.

Beisp. H. Konnte demnach Frankreich . . . Anwendung seiner Theorie auf die Praxis seiner Zeit. Verhalten Frankreichs zu Neapel. Aufzählung der Fehler, die Ludwig XII. begangen hatte.

Phil. B. So ist denn diese Folge . . . Die schlimme Folge ist kein Wunder, sondern entspricht ganz der Ordnung der Dinge, die aus der schlechten Politik Ludwig XII. entstehen mußte.

Phil. B. In Nantes sprach ich . . . Persönliche Betrachtung über die Beispiele. Es läßt sich aus dem Kapitel folgende allgemein-politische Regel ableiten: Wer die Ursache dazu ist, daß ein Anderer mächtig wird, der gräbt sich selbst das Grab.

Macchiavellig schwebt immer ein konkreter Staat zur Formulierung seiner allgemein-theoretischen Gedanken über den Staat vor. Alle politischen Theorien gehen aus vom Seienden, von Beispielen. Die Erfahrungsgrundlage dient als Mittel zur Gewinnung politischer Regeln. Die „Phil. B." handelt bei ihm fast immer von praktisch-politischen Fragen (Verbindung von Geschichte, Politik und Regeln, die er seinen Beispielen entnimmt.) Macchiavelli will ein politisches Buch schreiben, er will Regeln zum Regieren aufstellen. Dieses Ziel bestimmt die Umgestaltung des übernommenen Rahmens. Es ergibt sich also in seinen Kapiteln wieder derselbe Wechsel zwischen Beispielen und philosophischen Betrachtungen, der die Form der populären Zeitliteratur bestimmt. Bei Macchiavelli liegt aber der Nachdruck auf dem Abstrakten, denn er sucht die Mittel zur Begründung und Erhaltung des Staates, sein Ziel ist politische Aktualität, ist die Aufstellung von Regeln für die Staatskunst.

2. **Innocent Gentillet,** Discours, sur le moyen de bien gouverner[4]).

Gentillet hat dasselbe Ziel wie Macchiavelli. Er will Mittel zum Regieren aufstellen und gleichzeitig Macchiavellis Thesen widerlegen.

[4]) Benütztes Exemplar: Discours . . . 1576.

In der Einleitung zu seinem Buch gibt er ausdrücklich seine Methode an, er will nämlich seine Regeln an konkreten Beispielen explicieren. Die Analysen einzelner Kapitel führen zu demselben Resultat wie bei Macchiavelli: Wechsel zwischen politischen Regeln und Beispielen (die Beispiele sind der Zeit entnommen oder stammen aus der Antike). Ueberbetonung des Abstrakten.

3. **La Noue,** Discours politiques et militaires[5]).

Bei La Noue ergibt sich dasselbe. Er erteilt Ratschläge für Krieg und Politik. Diese sogenannten „Philosophischen Betrachtungen" werden an Beispielen aus der Zeit und aus der Historie expliciert. Folglich: Wechsel vom Allgemeinen und Besonderen. Der Akzent liegt wiederum auf der „Phil. B."

4. **Jean Bodin,** Les six livres de la République.

Jean Bodin ist Staatsrechtler. Er will nicht Regeln geben, sondern Definition des Staates. Dieses Werk, das scheinbar ganz aus dem Rahmen der üblichen Vulgärliteratur fällt, weist aber dieselbe Struktur auf. Die Beispiele treten allerdings noch stärker zurück. Dennoch erscheinen immer wieder Beispiele zur Erläuterung der abstrakten Ueberlegung.

C. Wechsel von Abstraktem und Konkretem. Ueberbetonung des Konkreten.

Es wären hier besonders „Sentences Morales", „Apophtegmes", „Exemples" und „Cas singluiers" anzugeben.

Wir stellen keine Analysen für diesen Typ auf, da Montaigne selbst in dem vorn analysierten Kapitel 36 ein sehr charakteristisches Beispiel liefert.

Dieser kurze Ueberblick, der nur im Zusammenhang mit dem Text S. 7—9 verständlich wird, zeigt den Aufbau, der in den verschiedensten Nuancen die Basis der „Vulgärliteratur' des XVI. Jahrhunderts bildet.

[5]) La Noue, Discours politiques et militaires. 1587. Benutzte Ausgabe ibi. Basle 1587.

Bibliographie.

Benutzte Ausgaben.

Les Essais: Simon Melanges in —8° Livres I et II. Bordeaux 1580.

Les Essais: A. Langelier in —4° Livres I, II, III et 6000 additions aux deux pr. L. Paris 1588.

Les Essais: A. Langelier et M. Sonnius, Edition posthume donnée par Mlle de Gournay et P. de Brach. Paris 1595.

Les Essais: Publ. par Strowsky, Gebelin, Villey Livres I, II, III in —4° après l'exemplaire de la bibliotheque municipale de Bordeaux, 4 vol. genannt: „Edition de la ville de Bordeaux." Bordeaux 1906/1920.

Les Essais: Alcan par Pierre Villey 3 vol. in —12°. Paris 1922/23.

I. Quellenforschung.

Pierre Villey: Les Livres d'Histoire Moderne utilisées par Montaigne. Paris 1908.

— Les Sources et L'evolution des Essais de Montaigne. T. I et II. Paris 1908. citiert aus: Deuxieme Ed. Paris 1933.

— Les Essais de Montaigne publ. par Strowsky, Gebelin, Villey T. IVe: Les Sources des Ess. Bordeaux 1920.

Joseph de Zangroniz: Montaigne, Amyot et Saliat. Etudes sur les Sources des Essais. Paris 1906.

Ia. Philologische Textuntersuchungen.

Joseph Coppin: Etudes sur la grammaire et le vocabulaire de Montaigne d'àpres les variantes des Essais. (Diss.) Lille 1925.

Glauning: Versuch über die syntaktischen Archaismen bei Montaigne. In: Archiv f. die Studien der N. Sprachen u. Lit. Herrig Bd. 49. Braunschweig 1872.

Walter Schnabel: Montaignes Stilkunst. Untersuch. auf Grund seiner Methaphern. (Diss.) Breslau 1931.

II. Historisch-Philosophische Studien.

Dr. Armaingaud: Montaigne pamphlétaire. L'énigme du Contr'Un. Paris 1910.

Erich Auerbach: Der Schriftsteller Montaigne, in: G. R. M. Heidelberg 1932.

Paul Bonnefon: Montaigne, l'homme et l'oeuvre, Paris 1893, nouv. éd. Paris 1928.

— Montaigne et ses Amis. Paris 1898.

Victor Bouillier: La fortune de Montaigne en Allemagne. Paris 1922.

Ed. Champion: Introduction aux Essais de Montaigne. Paris 1900.

Conférences Organisées par la ville de Bordeaux pour le IVe centenaire de la naissance de Montaigne 1533. Bordeaux 1933.

Joseph Coppin: Montaigne traducteur de Raymond Sebond. Lille 1925.
Ralph W. Emerson: Montaigne Representative Men (S. 149/187). Leipzig 1907 (E. Tauchnitz).
Emile Faguet: XVIe siecle, études littéraires. Paris 1893.
Elie Faure: Montaigne et ses trois premiers nés. 4. Aufl. Paris 1926.
Hugo Friedrich: Montaigne über Glauben und Wissen. In: Deutsche Vierteljahrsschr. f. Literatur u. Geistesgeschichte. Halle 1932.
André Gide: Essais sur Montaigne. Paris 1929.
Guillaume Guizot: Montaigne, études et fragments. Paris 1899.
Bernhard Groethuysen: Montaignes Weltanschauung. In Wechssler Festschrift, S. 219/227. Leipzig 1929.
Paul Hensel: Montaigne und die Antike. In: Vorträgen der Bibliothek Warburg 1925/26. Leipzig 1928.
H. J. Janssen: Montaigne fidéiste. Utrecht 1930.
Gustave Lanson: Les Essais de Montaigne. Paris 1930.
Jean Plattard: Montaigne et son temps. Paris 1933.
Jean Prévost: La vie de Montaigne. Paris 1926.
J. P. Poritzky: Geist und Schicksal. Essai I. Montaigne. München 1922.
Ed. Ruel: Du sentiment artistique dans la morale de Montaigne. Paris 1901.
Fortunat Strowsky: Montaigne. Paris 1906. Nouvelle éd. Paris 1931.
François Tavera: Le Problème Humain. L'Idée d'Humanité dans Montaigne. Paris 1932.
Albert Thibaudet: Le Quadricentenaire de Montaigne. In: Revue de Paris. Paris 1933.
Suzanne Türk: Shakespeare und Montaigne. (Diss.) In: „Neue Forschung". Arb. z. Geistesg. d. Germ. u. Rom. Völker. Berlin 1930.
A. H. Upham: The French Influence in English Literature. Kap. VI. Montaigne u. im Anhang C. New York 1908.
Pierre Villey: Les Essais de Michel de Montaigne. Paris 1932.
— Montaigne. Paris 1933.

III. Allgemeine Betrachtungen über das XVI. Jahrhundert.

Joseph Bédier u. P. Hazard: Histoire de la Littérature Française. Fr. T. I. Paris 1924.
René Bray: La Formation de la Doctrine Classique en France. Paris 1927.
Darmstädter-Hatzfeld: Le XVI. Siecle en France, Huitième Edition. Paris 1883.
Emile Faguet: Seizième Siècle, Etudes littéraires. Paris 1893.
Henry Franchet: Le Poète et son Oeuvre d'après Ronsard. Paris 1922.
Hermann Gmelin: Das Prinzip der Imitatio in der Rom. Literatur der Renaissance in „Rom. Forsch." Bd. 46. Erlangen 1932.
Hellmut Hatzfeld: Die franz. Renaissancelyrik. München 1924.
Gustave Lanson: Histoire de la Littérature Française. Paris 1894/96.

Joachim Merlant: De Montaigne à Vauvenargues, Essais sur la vie intér. et la culture du moi. Paris 1914.

Marcel Raymond: L'Influence de Ronsard sur la Poésie Française. Paris 1927.

Sainte-Beuve: Port-Royal, T. III, Chap. I—III, Lundis, T. IV, Nouv. Lundis, T. II u. III. Paris 1863/70.

Fortunat Strowsky: De Montaigne à Pascal. T. I. Paris 1907.

Henry Busson: Pietro Pomponazzi. Einleitung zu seiner Uebersetzung der „Enchantements". Paris 1930.

Leonardo Olschki: Bildung und Wissenschaft im Zeitalter der Renaissance in Italien. Leipzig 1922.

Erwin Panofsky: Idea. Studien der Bibliothek Warburg. Berlin 1924.

Julius Schlosser: Die Kunstliteratur d. Manierismus. In: Sitzb. der Berliner Ak. d. W. Bd. 192, H. 6. Wien 1919.

— Die Kunstliteratur. Wien 1924.

Karl Viëtor: Das Zeitalter des Barock. In: Aufriß der deutschen Literaturgeschichte. Berlin 1931.

IV. Philosophiegeschichte.

Henry Busson: Les sources et le développement du Rationalisme dans la lit. fr. de la Renaissance. 1533/1601. Paris 1922.

Ernst Cassirer: Das Erkenntnisproblem. Bd. I. Berlin 1911.

— Individium und Kosmos in der Philosophie der Renaissance. Berlin 1927.

Wilhelm Dilthey: Weltanschauung und Analyse des Menschen seit der Renaissance und Reformaytion. Schriften Bd. II. In III. Aufl. Berlin 1923.

V. Philosophie.

Henry Bergson: Evolution Créatrice. VI. éd. Paris 1910.

Ernst Cassirer: Philosophie d. symbolischen Formen. I. Teil: Die Sprache. Berlin 1923.

Benedetto Croce: Aesthetik. Bd. I. Berlin 1930.

VI. Historie.

Hedwig Hintze: Staat und Gesellschaft der franz. Renaissance. Berlin 1927.

Jacob Huizinga: Der Herbst des Mittelalters. München 1924. II. Aufl. München 1928.

Lavisse: Histoire de la France. Bd. VI. Paris.

VII. Sprach- und Stilforschung.

Ferdinand Brunot: Histoire de la Langue Francaise. T. II. Paris 1906.

— La pensée et la Langue. Paris 1922.

Gustave Lanson: L'art de la Prose. Paris 1906. Citiert aus X. édition. Paris 1911.

Hellmut Hatzfeld: Die romanische Stilforschung der letzten Jahre in „G. R. M." S. 453 u. folg. Heidelberg 1932.

Hennig Brinkmann: Schönheitsauffassung und Dichtung vom Mittelalter bis zum Rokoko. In: Deutsche Vierteljahrsschr. f. Literatur u. Geistesgesch. Halle 1933.

Ulrich Leo: Historie und Stilmonographie. In: Deutsche Vierteljahrsschr. f. Literatur u. Geistesgesch. Halle 1931.

Leo Spitzer: Romanische Stil- und Literaturstudien. Bd. I. Marburg 1931.

Hermann Pongs: Zur Methode der Stilforschung. In: „G. R. M." Heidelberg 1929.

Oscar Walzel: Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters. Handbuch d. Literaturw. Berlin 1923.

Emil Winkler: Der Begriff der Sprachform und das System der Sprachwissenschaft. In: „Berliner Beiträge zur R. Ph." Bd. III, Heft II. Leipzig 1933.

Karl Vossler: Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Heidelberg 1921.

VIII. Wörterbücher.

Ernst Gamillscheg: Etymologisches Wörterbuch d. frz. Sprache. Heidelberg 1928.

Edmond Huguet: Dictionaire de la Langue Francaise du XVIe siecle. Paris 1928.

— Le Langage Figuré au XVIe siecle. Paris 1933.

E. Littré: Dic. de la langue Francaise. Paris 1873.

Curriculum vitae.

Am 27. März 1911 wurde ich, Elly Wittkower, in Berlin geboren. Meine Heimat ist Deutschland. Ich bin Tochter des vereideten Kursmaklers Henry Wittkower und seiner Ehefrau Gertrud geb. Ansbach.

Zuerst erhielt ich Privatunterricht. Von Ostern 1918 bis Ostern 1925 besuchte ich das Auguste-Viktoria-Lyzeum in Berlin. Anschließend machte ich nach einem zweijährigen Kurs mein staatliches Kindergärtnerin-Hortnerinexamen, sowie mein Gymnastikexamen. Im Oktober 1927 bestand ich die Aufnahmeprüfung für die Unterprima der „Aufbauschule Friedrichshain", die ich im März 1929 mit dem Reifezeugnis verließ.

Ich wählte als Hauptstudium Französisch, ferner beschäftigte ich mich mit Philosophie, Geschichte und machte praktische pädagogische Uebungen. Im ersten Semester studierte ich in Heidelberg, zwei Semester in Grenoble, vier Semester in Berlin, ein Semester in Bonn. Im Sommer 1933, meinem neunten Semester, ging ich nach Basel, wo ich auch im zehnten und elften Semester immatrikuliert war.

Dozenten, deren Vorlesungen und Uebungen ich besucht habe, seien hier angeführt: Baumgardt, Brackmann, Breysig, Curtius, Duraffour, Häberlin, Hintze, Gamillscheg, Jaspers, Jourdan, Kuhn, Mannheim, Meinecke, Meyer, Moldenhauer, Morillot, Oncken, Platz, Raymond, Rieffert, Schmalenbach, Spranger, Tappolet, Wechssler.

In Basel arbeitete ich im wesentlichen an meiner Dissertation.

An dieser Stelle möchte ich Herrn Prof. Schmalenbach danken für die wichtigen Ratschläge, die er mir für meine Arbeit erteilte. Zu besonders herzlichem Dank bin ich Herrn Prof. Raymond verpflichtet. Herr Prof. Raymond wies mich auf wesentliche Probleme hin, seiner unermüdlichen Bereitschaft zur Beantwortung meiner Fragen, seiner ständigen Hilfe verdanke ich das Zustandekommen dieser Arbeit.

BERTHOLD LEVY, BERLIN C 2